J. J. Rousseau's
Bekenntnisse.

Geschichte seines männlichen Alters.

Erster Band.

Aus dem Französischen

Nach dem ganz neuerlich herausgekommenen Originale.

Tübingen, 1790.

In der J. G. Cottaischen Buchhandlung.

W
129. D

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Biogr. 999 m

Das Publikum hat Rousseau's Schriften und unter diesen mit dem grössesten Heishunger, dessen Bekenntnisse verschlungen. Die Fortsetzung derselben, von welcher wir die Uebersetzung hier mittheilen, war so angenehm als sie unverhoft war. Zwar wissen wir, daß Rousseau immer unerreichbar bleibt, aber doch wär' es Sünde an der deutschen Lesewelt gewesen, ihr dieses Buch zu entziehen, und so geben wir's dann in dieser Uebersetzung, in welcher man hoffentlich den Geist des Originals nicht verkennen wird.

Die Verleger.

L

J. J. Rousseau's
Bekenntnisse.

Siebentes und Achtes Buch.

Aus dem Französischen.

Tübingen, 1790.
In der J. G. Cottaischen Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Das Publikum hat Rousseau's Schriften und unter diesen mit dem grössesten Heishunger, dessen Bekenntnisse verschlungen. Die Fortsetzung derselben, von welcher wir die Uebersetzung hier mittheilen, war so angenehm als sie unverhoft war. Zwar wissen wir, daß Rousseau immer unerreichbar bleibt, aber doch wär' es Sünde an der deutschen Lesewelt gewesen, ihr dieses Buch zu entziehen, und so geben wir's dann in dieser Uebersetzung, in welcher man hoffentlich den Geist des Originals nicht verkennen wird.

Die Verleger.

Fortsezung von Johann Jacob Rousseaus Bekenntnissen.

intus et in cute.

VII. Buch.

Zwey Jahre lang habe ich geduldet und geschwiegen, aber jezt ergreife ich, Troz meiner Entschlüsse, die Feder wieder. Leser! urtheile nicht zu voreilig über die Gründe, die mich dazu nöthigen! du kannst dieß nur dann, wenn du mich wirst gelesen haben. Man weißt, wie meine stille Jugend mir in sanfter Gleichförmigkeit dahin floß; ich kannte die höchste Stuffe des Glücks so wenig, wie die des Unglücks, und dieses Mittelmaas war grossen Theils das Werk meines feurigen, aber schwachen Temperaments. Ich war eben so furchtsam als unternehmend, heftige Erschütterungen rüttelten mich zwar aus meinem Gleichgewichte, aber bald kehrte ich wieder aus Ermattung und Vorliebe zur gewohnten Ruhe zurück. Ich war nicht Heiliger, nicht Bösewicht, mein Phlegma versperrte mir den Weg der Tugend und des Lasters, der Ehre und der Schande. Welches verschiedene Gemählde werde ich bald auf-

stellen müssen! das Schicksal, welches 30 Jahre hindurch jede meiner Neigungen begünstigt hatte, neckte mich während der 30 übrigen unbarmherzig; und dieser ewige Kampf meiner Neigungen mit meiner Lage war für mich eine Quelle ungeheurer Fehler, seltenen Unglücks, und gab mir alle Tugenden, die das Elend adlen können, nur nicht Stärke.

Mein erster Theil war ganz aus dem Gedächtnisse geschrieben, und muß mithin manche Unrichtigkeit enthalten. Dieser zweete, entstanden wie der erste, enthält derselben vielleicht eine noch grössere Anzahl.

Das süsse Angedenken an meine frohe so ruhig so unschuldig verflossene Jugend ließ mir tausend angenehme Eindrücke, die ich mir immer mit Vergnügen zurück ruffe. Ach! wie verschieden sind sie von denen meines übrigen Lebens! Wie theuer kam dem Manne das geborgte Glück des Jünglings zu stehen! — Doch weg mit dem Andenken, das mein Herz zerreißt! Ich will nicht das Traurige meiner Lage durch diese unangenehme Erinnerungen noch mehr verbittern, will nicht das gegenwärtige Unglück durch das vergangene erhöhen! Ich ersticke jedes erwachende Andenken meines Kummers, und vergesse bisweilen, selbst dann wenn ich mich daran erinnern

soll.

sollte, daß die Hälfte meines Lebens freudenlos war.

Diese Leichtigkeit, das Unglück zu vergessen, ist ein Trost, den mir der Himmel geschenkt hat, um die Widerwärtigkeiten leichter zu ertragen, die einst das Schicksal über mich aufhäuffen sollte. Mein Gedächtniß, das mir einzig die angenehme Gegenstände zurückbringt, ist das glückliche Gegengewicht meiner scheuen Einbildungskraft, die mich nur eine grause Zukunft vorhersehen läßt.

Alle die Papiere, die ich sammlete, um meinem Gedächtnusse aufzuhelfen, und mich in dieser Unternehmung zu leiten, sind in andere Hände gekommen, und werden nie wieder in die meinige zurückkehren.

Ich habe nur Einen treuen Führer, auf den ich mich verlassen kan: Die Kette meiner Empfindungen, als eben so vieler Merkmale, welche die Reihe meines Seyns, und durch sie, die Folge der Begebenheiten, die entweder Würkungen oder Ursachen derselben waren, bezeichnen. Ich vergesse leicht mein Unglück, aber nie meine Fehler, und weniger noch meine bessere Gefühle. Ihr Andenken ist mir zu theuer, als daß mein Herz es verlieren sollte. Ich kan vielleicht in einer Thatsache etwas vergessen, ver-

sezt, vielleicht die Zeit unrichtig angegeben haben; aber nie kan ich über meine Gefühle, nie über die Resultate dieser Gefühle, meine Handlungen, mich betrügen; und dieß ist mir genug! Der eigentliche Zweck meiner Bekenntnisse ist: mein Inneres in allen Lagen meines Lebens genau zu zeigen. Die Geschichte meiner Seele habe ich versprochen, und um sie getreu zu schreiben, brauche ich keine Urkunden. Genug, wenn ich wie bisher mich getreu schildere.

Inzwischen habe ich doch glücklicher Weise für einen Zeitraum von 6 bis 7 Jahren, sichere Hülfsquellen in einer abgeschriebenen Sammlung von Briefen, deren Originale sich in den Händen des Herrn du Peyrou befinden. Diese Sammlung, die mit dem Jahre 1760. zu Ende geht, enthält die ganze Zeit meines Aufenhalts in der Einsiedeley, und die Geschichte meines grossen Zerfalls mit meinen sogenannten Freunden. Wichtiger Zeitpunkt meines Lebens, von welchem die ganze ununterbrochene Reihe meines Unglücks sich tagzählt *). Die übrige, neuere, Original-Briefe, die ich in geringer Anzahl besize, will ich, anstatt sie am Ende der Sammlung, (die ohne-

*) Man erlaube mir nach dem Vorgange des Herrn Hermes den Gebrauch dieses, sehr bezeichnenden Worts. Der U.

ohnehin schon zu groß ist, als daß ich hoffen könnte, sie der Wachsamkeit meiner Aufpasser zu entziehen) abzuschreiben, lieber in diese Schrift selbst da verweben, wo sie über meine Geschichte einiges Licht, gleichviel, ob zu meinem Vortheile oder Nachtheile? verbreiten können. So wenig der Leser vergessen darf, daß ich meine Bekenntnisse nicht zu meiner Vertheidigung schreibe, eben so wenig darf er erwarten, daß ich die Wahrheit verschweigen werde, wenn sie zu meinem Vortheile spricht.

Uebrigens hat dieser zweete Theil mit dem ersten nichts gemein, als eben diese Wahrheit, so wie er keinen Vorzug vor jenem hat, als die Wichtigkeit der Gegenstände. Ohne diese würde er in jeder Rücksicht weit unter ihm seyn.

Meinen ersten Theil schrieb ich mit Vergnügen, mit Muße, zu Wootton oder im Schloß Trie. Mein Herz sagte mir das in die Feder, was ich schrieb, und so schreibt sichs leicht. Jedes zurückgerufene Angedenken war für mich neuer Genuß. Ich arbeitete mit täglich erhöhter Lust: meine Beschreibungen gewannen durch meine Gemüthsstimmung an Feuer und Leichtigkeit, ich schrieb gerne und so, daß ich mit dem zufrieden war, was ich geschrieben hatte.

Jezt macht mich die Schwächung meines Kopfs und meines Gedächtnisses fast zu jeder Arbeit unfähig. Nur mit Widerstreben und mit tiefgebeugtem Herzen beschäftige ich mich mit der gegenwärtigen. Wo ich hinblicke, sehe ich nur Unglück, Verrätherey, Untreue; mein Gedächtnuß ist voll trauriger und herzzerreissender Erinnerungen. Ach könnte ich das, was ich zu sagen habe, in die Nacht der Zeiten begraben; aber nothgedrungen zu reden, muß ich mich noch verbergen, heuchlen, der Sache eine andere Wendung zu geben suchen, mich zu Künsten erniedrigen, für die ich nicht gebohren bin; die Decke über meinem Haupte hat Augen, die Mauren, die mich umgeben, haben Ohren; von feindseligen, aufmerksamen Spionen und Aufpassern umringt, unruhig und zerstreut, schreibe ich in der Eile einige abgebrochene Worte nieder, welche zu überlesen ich kaum Zeit, geschweige sie auszubessern Musse gewinnen kan. Zwar hat man versucht, mich von der Welt zu scheiden, man hoft, meine Stimme und mit ihr die Wahrheit sollten in der Entfernung meines Exils verstummen, aber doch fürchten meine Verfolger bisweilen, mich noch nicht genug niedergedrückt zu haben. Wie soll ich es anfangen, mich hörbar zu machen? Ich wage es, aber meine Hofnung eines glücklichen Erfolgs ist sehr gering.

Nun urtheile man selbst, ob diese Periode meines Lebens Gegenstände für ein angenehmes Gemählde darbiete, und ob ich diesem Gemälde ein gefälliges Colorit werde geben können? Ich sage also jedem meiner Leser zum voraus, daß nur die Begierde, einen Menschen ganz kennen zu lernen, nur die aufrichtige Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit ihn wird vor langer Weile schüzen können.

Ich bin in meinem ersten Theile bis dahin gekommen, da ich ungern nach Paris reißte, mein Herz zu Charmettes zurück liesse, und dort mein leztes Luftschloß baute: das Project, einst zu Mama's Füssen alle meine erworbene Schäze niederzulegen, da ich auf mein System der Musik, wie auf ein sicheres Glück zählte.

Ich hielt mich einige Zeit zu Lyon auf, um meine dortige Bekannte zu besuchen, mir einige Empfehlungs-Schreiben nach Paris zu verschaffen, und meine geometrische Bücher, die ich mitgebracht hatte, zu verkauffen. Jedermann nahm mich gut auf. Herr und Frau von Mably bezeugten viel Vergnügen mich wieder zu sehen, und ich speißte mehrmalen bey ihnen. Hier lernte ich den Abbe von Mably kennen, (den Abbe von Condillaç kannte ich schon von ehmals) die beede auf Besuch bey ihren Brüdern

 waren.

waren. Der Abbe von Mably gab mir Briefe nach Paris mit, unter andern einen an Herrn von Fontenelle, und einen an den Grafen von Caylus. Die Bekanntschaft mit diesen beeden war mir sehr angenehm, besonders erwies mir der erste bis zu seinem Tode sehr viele Freundschaft, und gab mir unter vier Augen manchen Rath, den ich mir besser hätte zu Nuzen machen sollen.

Auch Herrn Bordes besuchte ich hier, den ich schon seit langer Zeit kannte, und der mir schon manche Gefälligkeit mit vollem Herzen und wahren Vergnügen erwiesen hatte. Auch jezt fand ich an ihm den alten. Er machte mir Gelegenheit, meine Bücher zu verkauffen, und gab oder verschafte mir gute Empfehlungs-Schreiben nach Paris. Den Herrn Intendanten sah ich auch wieder, dessen Bekanntschaft ich dem Herrn Bordes zu danken hatte, und der mich dem Dûc von Richelieu bey dessen Durchreise durch Lyon bekannt machte. Herr Pallû stellte mich ihm vor. Herr von Richelieu empfieng mich gut, und gab mir auf, ihn in Paris zu besuchen, welches ich mehreremale that, ohne daß diese hohe Bekanntschaft, von der ich in der Folge noch oft zu sprechen haben werde, mir jemals von einigem Nuzen gewesen wäre.

Auch den Musicus David, der mir auf einer meiner vorigen Reisen, in einer Noth Dienste erwiesen hatte, besuchte ich. Er hatte mir eine Müze und Strümpfe gelehnt oder geschenkt, die ich ihm nicht wieder zurück gegeben, und die er auch nie wieder von mir zurück verlangt hatte, ob wir uns gleich nach der Zeit oft wieder sahen. Ich habe ihm in der Folge ein Geschenk von ungefähr gleichem Werthe gemacht. Ich könnte noch mehrers anführen, aber es kommt hier nicht darauf an, zu wissen, was ich hätte thun sollen, sondern was ich that, und unglücklicher Weise ist beydes nicht einerley.

Auch dem edlen und großmüthigen Perrichon wartete ich auf, und hatte seine gewöhnliche Großmuth zu geniessen; er erzeigte mir die nähmliche Freundschaft, die er schon ehmals dem artigen Bernard erwiesen hatte, indem er meinen Plaz auf der Postkutsche bezahlte. Den Wundarzt Parisot, diesen rechtschaffensten und wohlthätigsten der Menschen besuchte ich auch wieder; Ich sahe seine liebe Godefroi, die er seit zehen Jahren unterhielt, und deren einziges Verdienst die Sanftheit ihres Characters und die Güte ihres Herzens waren; man konnte sich ihr nicht ohne Interesse nahen, noch ohne mitleidige Rührung sie verlassen; sie war im höchsten Grad

schwindsüchtig, und starb bald nachher an dieser Krankheit. Nichts lehrt die Neigungen des Menschen besser kennen, als die Art seiner Verbindungen. Hatte man die sanfte Godefroi gesehen, so kannte man den guten Parisot *).

Ich hatte allen diesen rechtschaffenen Leuten vieles zu danken, aber in der Folge vernachlässigte ich ihren Umgang ganz. Gewiß nicht aus Undank, sondern aus einer unüberwindlichen Trägheit, die oft für jenen angesehen wurde. Nie erlosch das Andenken an ihre Freundschaft in meinem Herzen, aber es würde mir leichter gewesen

*) Wenn er sich nicht gleich Anfangs in seiner Wahl betrog, oder die Person, die er sich gewählt hatte, nicht nachher durch einen ausserordentlichen Zusammenfluß von Ursachen ihren Character gänzlich änderte, welches wenigstens nicht ganz unmöglich ist. Wenn man freylich diesen Saz ohne Ausnahme annehmen wollte, so müßte man auch Sokrates nach seinem Weibe Xantippe, und Dion nach seinem Freunde Calippus beurtheilen, welches gewiß das unbilligste und unrichtigste Urtheil wäre, das je gefällt worden. Uebrigens bitte ich meine Frau mit jeder beleidigenden Anwendung zu verschonen; Es ist wahr, sie ist schwach, und leichter zu betrügen, als ich geglaubt hätte, aber ihr reiner, vortreflicher, jeder Bosheit unfähiger, Character verdient meine ganze Achtung.

wesen seyn, ihre Gefälligkeiten zu vergelten, als für dieselbe zu danken Ein ununterbrochener Briefwechsel war immer über meine Kräfte. Wenn ich einmal angefangen habe in der Unterhaltung desselben lässig zu werden, so vergrössern Schaam und Verlegenheit den Fehler, welchen ich zu verbessern suchen sollte, immer mehr. Um mich nicht schämen zu dörfen, schreibe ich dann gar nicht mehr, und aus Furcht vor Beschämung verdiene ich die Schande. Ich schwieg also, und sie glaubten, ich hätte sie vergessen. Parisot und Perichon achteten nicht darauf, und ich fand an ihnen immer die nähmliche, aber 20. Jahre später wird man an Herrn Bordes sehen, wie weit ein eigenliebiger Schöngeist die Rache treiben kann, wenn er sich vernachlässigt glaubt.

Ehe ich Lyon verlasse, darf ich nicht vergessen, einer liebenswürdigen Person zu erwähnen, die ich hier mit mehr Vergnügen als jemals wieder sah, und die sehr zärtliche Eindrücke auf mein Herze machte. Es ist Mademoiselle Serre, von der ich schon in meinem ersten Theile redete, und mit der ich, währender Zeit, als ich bey Herrn von Mably war, die alte Bekanntschaft erneuerte.

Auf

Auf dieser Reise konnte ich sie mit mehrerer Musse sehen; und wirklich sahe ich sie nicht ungestraft. Ich hatte einige Ursache zu glauben, daß auch sie nicht ungünstig von mir denke; aber sie hatte mir ihr Zutrauen geschenkt, und eben dieses Zutrauen schüzte mich vor der Versuchung, es zu mißbrauchen. Wir hatten überdieß beyde Nichts; unsere Lagen waren zu ähnlich, als daß wir uns hätten verbinden können; auch paßte eine Heurath nicht zu meinen Planen. Sie sagte mir, daß ein junger Kaufmann, Herr Geneve, ernstliche Absichten auf sie zu haben scheine. Ich sah ihn ein oder zweymal bey ihr; er schien mir ein rechtschaffener Mensch zu seyn, jedermann hielt ihn dafür. Ueberzeugt, daß sie mit ihm glücklich seyn würde, wünschte ich, daß er sie heurathen möchte, welches er auch bald hernach that; um ihre unschuldige Liebe nicht zu stöhren, beschleunigte ich meine Abreise, und schickte für das Wohlergehen dieses liebenswürdigen Frauenzimmers meine beste Wünsche zum Himmel. Wünsche, die hienieden leyder nur für eine kurze Zeit erhört wurden, denn ich erfuhr in der Folge, daß sie nach einem zwey- oder dreyjährigen Ehestande gestorben seye. Während meiner ganzen Reise beschäftigte mich meine zärtliche Sehnsucht. Damals fühlte ich, und habe es nachher noch oft gefühlt, daß,

so schwer uns auch die Opfer werden, die wir der Pflicht und der Tugend bringen, wir doch durch das angenehme Gefühl, das sie in dem Herzen zurücklassen, herrlich belohnt werden.

So sehr ich bey meiner lezten Reise Paris von seiner ungünstigen Seite gesehen hatte, so sehr sah ich es dißmal auf seiner glänzenden, mein Quartier allein ausgenommen, denn ich logirte nach der Anweisung des Herr Bordes im Hotel St. Quintin Rüe des Cordiers nahe bey der Sorbonne: Alles war garstig, die Strasse, das Hotel, und mein Zimmer: und doch hatten Männer von Verdienste hier gewohnt. Männer wie Gresset, Bordes, Abbe v. Mably, v. Condillac, und mehrere andere, von denen ich unglücklicher Weise keinen mehr antraf, wohl aber einen Herrn von Bonnefond, einen armen hinkenden Prozeßsüchtigen schönschwazenden Schlucker *), dem ich jedoch die Bekanntschaft des Herrn Roguin (gegenwärtig der älteste meiner Freunde) uud durch diesen die des Philosophen Diderot, von dem ich in der Folge noch oft zu sprechen haben werde, zu danken habe.

Im

*) Man verzeihe mir hier diesen Provincialausdruck, der mir den französischen Hobereau am deutlichsten auszudrücken scheint.

Im Herbst 1741. kam ich in Paris an. Fünfzehen Louisd'or waren meine ganze Baarschaft, meine Comödie Narciß und mein System der Musik meine einzige Hofnung; ich hatte also wenige Zeit zu verlieren, Nutzen daraus zu ziehen, und eilte dahero meine Empfehlungs-Schreiben anzubringen.

Ein junger Mensch, der nach Paris mit einer leidentlichen Figur kommt, und sich durch Talente ankündigt, kan sicher auf guten Empfang rechnen; ich wurde überall gut aufgenommen; dies verschaffte mir manches Vergnügen, ohne mir deswegen von bedeutendem Nutzen zu seyn. Von allen denen, welchen ich empfohlen war, waren nur drey mir nüzlich. Herr Damesin, ein Edelmann aus Savoyen, Stallmeister und, wie ich glaube, Liebling der Prinzessin von Carignan; Herr von B. . . . Secretair der Inschriften und Aufseher über das Medaillen-Cabinet des Königs, und der P. Castel, ein Jesuit, der Erfinder des Farben-Claviers.

Alle diese Empfehlungen, die an Herrn Damesin ausgenommen, hatte ich vom Abbe von Mably.

Herr Damesin sorgte für das Nothwendigste durch zwo Bekanntschaften, die er mir ver-

verschaffte. Die eine war Herr von Gasc, würklicher Präsident des Parlaments von Bordeaux, der die Violine recht gut spielte: die andere war Herr Abbe von Leon, der damals in der Sorbonne logirte, ein sehr liebenswürdiger junger Herr, der in der Blüte seiner Jahre starb, nachdem er ein kurzes Aufsehen in der Welt unter dem Namen des Chevalier v. Rohan gemacht hatte. Beeden fiel es ein, die Composition zu lernen. Ich gab ihnen einige Monate Unterricht, welches meiner schwindenden Börse in etwas wieder aufhalf.

Der Abbe von Leon liebte mich, und wollte mich zu seinem Secretair haben: aber er war nicht reich, und konnte mir also nicht mehr als 800. Franken anbieten, die ich, wiewohl sehr ungerne, ausschlagen mußte, da sie unmöglich für mein Quartier, Nahrung und übrigen Unterhalt hinreichen konnten.

Herr v. B... nahm mich sehr gut auf: er liebte die Kenntnisse, er besaß selbst welche, aber er war ein wenig Pedant. Frau von B.... hätte seine Tochter seyn können. Sie war eine glänzende und etwas stutzerhafte Dame.

Ich speißte einigemal bey ihnen. Man kann sich nicht einfältiger und ungeschikter stellen, als ich

ich bey diesen Leuten. Ihr ungezwungener Anstand machte mich verlegen, und dardurch wurde mein Betragen immer lächerlicher. Reichte sie mir einen Teller, so langte ich ganz sittsam mit der Gabel ein klein wenig von dem Angebottenen, so daß sie dem Bedienten den Teller zurückgab, den sie mir zugedacht hatte, und sich drehen mußte, um ihr Lachen zu verbergen. Wahrscheinlich vermuthete sie nicht, daß ein mit den feinern Sitten der Hauptstadt so unbekannter Mann doch immer einigen Verstand haben könnte.

Herr v. B... stellte mich seinem Freunde Herrn v. Reaumur vor, der alle Freytage (die gewöhnliche Sitzungs-Tage der Akademie der Wissenschaften) bey ihm zu Mittag speißte. Er sprach mit ihm von meinem Projecte, und wie sehr ich wünschte, es dem Urtheile der Akademie zu unterwerfen.

Herr v. Reaumur übernahm, es in Vorschlag zu bringen, und drang damit durch. An dem bestimmten Tage wurde ich von Herrn v. Reaumur eingeführt und vorgestellt, und am nemlichen Tage den 22. August 1742. hatte ich die Ehre, meinen hiezu verfertigten Aufsaz der Akademie vorzulesen.

Ob mich gleich das öffentliche Auftretten vor einer so berühmten Gesellschaft hätte verlegen

machen

machen sollen, so war ich's doch weniger, als bey der Frau v. B...; ich kam mit der Vorlesung meines Aufsatzes und mit meinen Antworten so ziemlich zu Stande. Mein Aufsaz gefiel, und zog mir Complimente zu, die mir eben so überraschend als schmeichelhaft waren, da ich mir kaum vorstellen konnte, wie man vor einer Akademie, deren Mitglied man nicht ist, nur Menschenverstand haben kan. Dem Herrn v. Mairan, Hellot, und v. Fouchy wurde die genauere Untersuchung übertragen. Alle drey waren gewis verdienstvolle Männer, aber keiner verstand die Musik, wenigstens nicht genug, um mein Project beurtheilen zu können.

Während meiner Unterredung mit diesen Herrn überzeugte ich mich mit eben so viel Gewißheit als Erstaunen, daß, wenn oftmals Gelehrte weniger Vorurtheile als andere Menschen haben, sie dagegen viel fester an den ihrigen hängen. Denn so schwach, so falsch auch ihre Einwürfe meistens waren, und so entscheidende Gründe, freylich furchtsam und in übelgesezten Ausdrücken, ich auch vorbrachte, so konnte ich mich ihnen doch kein einziges mal verständlich machen oder ihnen Genüge thun. Ich erstaunte über die Leichtigkeit, mit der sie mich, mit Hülfe einiger klingenden Phrasen widerlegten, ohne mich je ver-

 standen

standen zu haben. Sie entdeckten endlich, ich weiß nicht wo, daß ein Mönch, Namens P. Souhaitti schon ehemals angegeben habe, die Tonleiter mit Ziffern zu bezeichnen. Dieß war ihnen genug, zu behaupten, daß mein System nicht neu seye. Ich ließ dieß gerne gelten, denn, ob ich gleich vom P. Souhaitti niemals etwas gehört hatte, und seine Art, die 7. einfache Noten zu schreiben, ohne einmal an die Octaven zu denken, auf keine Weise verdiente, mit meiner einfachen und bequemen Erfindung in Vergleichung gesezt zu werden, (durch die man jede ordentliche Musik, Schlüssel, Pausen, Octaven, Mensuren, Takt und Werth der Noten, Dinge, an die Souhaitti nicht einmal gedacht hatte, leicht mit Ziffern bezeichnen konnte) so mußte man doch eingestehen, daß er der erste Erfinder dieser Bezeichnung, bey den 7. einfachen Noten war. Aber ausser dem, daß sie dieser erstern Erfindung zu viel Werth beylegten, blieben sie nicht einmal dabey stehen, und so bald sie von dem eigentlichen Grunde meines Systems sprechen wollten, brachten sie baaren Unsinn vor.

Der gröste Vorzug meiner Schreib-Art war, Schlüssel und Uebersetzungen unnöthig zu machen, so daß das nämliche Stück auf jeden beliebigen Ton, durch Hülfe einer angenommenen Verän-

dérung

derung eines einzigen Anfangs-Buchstabens vornen an das Stück geschrieben, übersezt war.

Diese Herrn hatten wahrscheinlich von Pariser Schnurranten gehört, daß die Methode, ein Stück durch Uebersetzung auszuführen, nichts tauge. Aus diesem Grunde machten sie den auffallendsten Vortheil meines Systems zu einem unwiderstehlichen Einwurf gegen dasselbe, und behaupteten, daß meine Art, die Noten zu schreiben, zwar gut für die Vokal-Musik, aber unbrauchbar für die Instrumental-Musik seye; Anstatt, daß sie hätten entscheiden sollen, daß sie zwar gut für jene, aber noch besser für diese seye.

Nach ihrem Rapport gab mir die Akademie ein mit sehr schönen Complimenten angefülltes Certificat, das aber im Grund nichts sagen sollte, als daß sie mein System weder für neu noch nüzlich hielte.

Ich fand nicht für nöthig, ein Werkchen, das ich hierauf unter dem Titul, „Abhandlung über die neuere Musik" herausgab, und wodurch ich an das Publikum appellirte, mit dieser zweydeutigen Empfehlung zu zieren.

Bey dieser Gelegenheit bemerkte ich, wie selbst bey eingeschränktem Verstande die einzige, aber tiefe Kenntnuß Einer Sache, besser urtheilen

lehre, als alle Kenntnusse, die Gelehrsamkeit und Wissenschaften geben können, wenn man sich nicht auch eigentlich auf das gelegt hat, worüber geurtheilt werden soll.

Den einzigen triftigen Einwurf, den man gegen mein System machen könnte, machte mir Rameau. Kaum hatte ich es ihm auseinander gelegt, als er sogleich die schwache Seite desselben entdeckte. Ihre Zeichen, sagte er, sind sehr gut, da sie auf die einfachste und auffallendste Art den Werth bestimmen, da sie die Zwischen-Zeiten genau darstellen, und das einfache immer im gedoppelten zeigen; dieß alles leistet die gewöhnliche Note nicht. Aber darinnen taugen Ihre Zeichen weniger, daß sie eine Beschäftigung des Geistes erfordern, welche der Schnelligkeit der Ausführung nicht immer folgen kan. Die Lage unserer Noten, fuhr er fort, mahlt sich dem Auge ohne diese Mühe. Werden zwo Noten, eine sehr hohe und eine sehr niedere durch eine Reyhe Zwischen-Noten verbunden, so sehe ich auf den ersten Blick den Uebergang der einen zu der andern durch zusammenhängende Grade, aber um dieses Uebergangs bey Ihrem Systeme sicher zu seyn, muß ich nothwendig vorher alle Ihre Zeichen gleichsam buchstabiren, und der erste Anblick kan mir nichts helfen. Ich

wußte

wußte nichts auf diesen Einwurf zu antworten, und gab ihn sogleich zu: aber so einfach und auffallend er an sich ist, so kan ihn bloß eine grosse praktische Kenntnuß der Musik eingeben, und es ist nicht zu verwundern, daß er keinem der Herrn Akademisten einfiel, wohl aber dieß, daß alle diese grosse Gelehrte, die so viel wissen, nicht wußten, daß jeder nur über Dinge seines Fachs urtheilen sollte.

Meine häuffige Visiten bey diesen Abgeordneten der Akademie so wie bey andern Mitgliedern derselben brachten mich in die Bekanntschaft aller der Männer, die in Paris im Fache der Wissenschaften vorzüglich waren, und so war ich keinem unter ihnen fremd, als ich nach der Zeit selbst unter ihre Zahl aufgenommen wurde. Für jezt, einzig mit meinem Systeme der Musik beschäftigt, sezte ich mir in den Kopf eine Revolution in dieser Kunst zu bewürken, und mir dadurch einen Namen zu machen. Eine Sache, die in Paris besonders in den schönen Künsten immer das Glück des Unternehmers macht. Ich schloß mich in mein Zimmer ein, und arbeitete zwey oder drey Monate mit einem unbeschreiblichen Eifer daran, den Aufsaz, den ich der Akademie vorgelesen hatte, zu einem Werke, würdig dem Publikum vorgelegt zu werden, um-

zuschaffen. Es wurde mir schwer einen Verleger zu finden, der mein Manuscript übernahm, indem man einige Unkosten wegen der neuen Zeichen machen mußte, und die Buchhändler bey Anfängern ihre Thaler sehr zu Rathe halten. Uebrigens schien es mir doch ganz billig, daß mein Werk das Brod wieder einbrächte, das ich verzehrt hatte, während ich daran arbeitete.

Endlich schafte mir Bonnefond den Buchhändler Guillau, den Vater, der sich mit mir auf halben Profit einließ, ohne das Privilegium zu rechnen, was ich allein zahlte. Guillau ließ sich die Sache so angelegen seyn, daß ich doch das Geld für mein Privilegium wieder erhielt; weiter aber zog ich keinen Heller von dieser Ausgabe, die wahrscheinlich einen geringen Absaz hatte, obgleich mir der Abbe des Fontaines sie zu unterstüzen versprochen hatte, auch die andern Journalisten ziemlich gut davon sprachen.

Das gröste Hindernuß, welches meinem Systeme entgegen stand, war die Furcht, daß im Fall es nicht allgemein angenommen würde, man die Zeit verlöhre, welche man anwenden müßte, um es zu erlernen. Ich antwortete hierauf, daß die Erlernung meiner Noten die Ideen so aufkläre, daß, um die Musik, selbst nach den gewöhnlichen

Zei-

Zeichen, zu lernen, man immer so viel Zeit gewinnen würde, mit den meinigen anzufangen. Um diß durch die Erfahrung zu beweisen, lehrte ich einer jungen Amerikanerin Mademoiselle des Roulins, mit der mich Herr Roquin bekannt machte, die Musik unentgeltlich. In drey Monaten war sie im Stande, jede Musik, auf meine Art bezeichnet, zu lesen, und vom Blatte, besser wie ich, jedes nicht zu schwere Stück zu singen. Dieser Erfolg war auffallend, aber er wurde nicht bekannt. Ein anderer würde die Journale damit angefüllt haben, aber bey einigem Talent, nüzliche Dinge zu erfinden, hatte ich nie das, sie geltend zu machen.

So wurde auch dieser zweete künstliche Springbrunnen zerbrochen, aber dieses zweytemal war ich 30 Jahr alt, und auf dem Pflaster von Paris, wo man unmöglich von Nichts leben kan. Der Entschluß, den ich in dieser äussersten Noth ergrif, kan nur die in Erstaunen sezen, die den ersten Theil dieses Buchs nicht aufmerksam gelesen haben. Ich hatte mir seither so viele und so unnüze Mühe gegeben, und mußte wieder Athem schöpfen. Anstatt mich der Verzweiflung zu überlassen, überließ ich mich meiner Trägheit, und der gütigen Vorsicht: und um dieser Zeit zu lassen, ihr Werk auszuführen, zehrte ich, ohne

mich nach einer Versorgung umzusehen, von denen paar Louisd'oren, die mir noch übrig geblieben waren; zwar minderte ich die Ausgaben für meine sorglose Vergnügungen, aber ich versagte mir diese nicht ganz. Ich gieng jezt nur noch über den andern Tag auf das Caffeehaus, und nur zweymal die Woche in die Comödie. Meine galante Ausgaben brauchte ich nicht einzuschränken, da ich nie in meinem Leben einen Kreuzer hiezu verwendete, ausser ein einziges mal, wovon ich bald reden werde. — Die Sorglosigkeit, die Wollust, das Vertrauen, womit ich mich diesem unthätigen und einsamen Leben, das ich jedoch nicht drey Monate fortführen konnte, überließ, ist eine der Sonderbarkeiten meines Lebens, und eine Seltsamkeit meiner Laune. Gerade da, als ichs am nöthigsten hatte, daß man sich meiner erinnerte, hatte ich nicht den Muth, mich zu zeigen, und nichts war mir unausstehlicher als Besuche, gerade deßwegen, weil ich welche machen mußte, so sehr, daß ich selbst die Akademisten und andere Gelehrte, mit denen ich in Verbindung stand, meidete. Marivaux, der Abbe v. Mably, Fontenelle, waren fast die einzige, zu denen ich noch zuweilen kam. Dem ersten zeigte ich sogar meine Comödie Narciß, sie gefiel ihm, und er hatte die Gefälligkeit für mich, sie durchzusehen und zu verbessern.

Di-

Diderot jünger als jene, war ohngefähr von meinem Alter. Er liebte die Musik, hatte theoretische Kenntnisse von derselben, sie war oft der Gegenstand unsers Gesprächs; eben so sprach er mit mir von den Planen seiner Werke. Dieß knüpfte bald unter uns die engste Verbindung, die 15 Jahre dauerte, und wahrscheinlich noch dauern würde, wenn ich nicht unglücklicher Weise, und gewis durch seine Schuld, in seinem Fache gearbeitet hätte.

Schwerlich werden meine Leser errathen, wie ich die kurze und kostbare Zeit, die mir noch übrig blieb, ehe ich mein Brod betteln mußte, anwandte; — Stellen aus Dichtern, die ich schon hundertmal gelernt, und hundertmal wieder vergessen hatte, auswendig zu lernen!

Alle Morgen gegen 10 Uhr, gieng ich, einen Virgil oder Rousseau in der Tasche, in dem Garten von Luxemburg spazieren. Hier lernte ich bis zur Stunde des Mittagessens bald eine heilige Ode, bald ein Hirtengedicht auswendig, ohne daß es mich verdroß, wenn ich jedesmal, über dem Lernen der einen die andere vergaß. Ich erinnerte mich gelesen zu haben, daß nach der Niederlage des Nicias bey Syrakus, die gefangene Athenienser damit ihr Brod verdienten, daß sie die Gedichte des Homers de-

klamirten. Dieser Zug der Geschichte munterte mich auf, mein glückliches Gedächtniß zu üben, und so alle Dichter auswendig zu lernen. Vielleicht, dachte ich, könnte auch ich einst dieser Geschicklichkeit die Fristung meines Lebens zu danken haben.

Ich hatte noch ein anderes eben so sicheres Hülfsmittel in der Kunst Schach zu spielen, welcher ich gewöhnlich in Maugis Caffeehause alle Nachmittage widmete, an welchen ich das Schauspiel nicht besuchte. Hier lernte ich Herr v. Legal, einen gewissen Herrn Husson, Philidor'n und alle grosse Schachspieler der damaligen Zeit kennen, aber ihr Umgang machte mich nicht zum Meister. Jedoch zweifelte meine Eigenliebe nicht, daß ich mit der Zeit sie alle übertreffen würde, und von diesem neuen Hülfsmittel hofte ich alles. Denn, auf welche Narrheit ich auch verfiel, so schloß ich immer so: „wer in irgend einer Geschicklichkeit es bis zu einem ausgezeichnet hohen Grade gebracht hat ist immer gewis, vorgezogen zu werden, ich werde in dieser oder jener Sache, gleichviel welche, vorzüglich werden, man wird mich aufsuchen, ich werde Gelegenheiten bekommen mich zu zeigen, und mein Verdienst wird schon das übrige thun."

Nicht

Nicht mein Verstand, sondern meine Trägheit hatte diesen kindisch-lächerlichen Trugschluß ausgeheckt. Ich bebte vor dem Gedanken an die grosse und heftige Anstrengungen zurück, die ich hätte anwenden müssen, um empor zu kommen; meine Faulheit im Bunde mit meiner Eigenliebe, gaukelte mir schmeichelnde Träume vor, vom erreichten glänzenden Ziele, von Ruhm und Ehre, welche ich ohne die geringste Mühe im Fluge erwarb, ich war in meiner Phantasie schon, wer zu werden ich keinen Muth besaß; die erwachende Selbstkenntnuß, schläferte ich dann durch Gründe ein, würdig meiner beispiellosen Trägheit.

So erwartete ich ruhig das Ende meines Gelds, und ich glaube, daß ich den lezten Heller eben so gleichgültig ausgegeben haben würde, als den ersten, hätte nicht P. Castel, den ich zuweilen besuchte, wenn ich in das Caffeehaus gieng, mich aus meiner Schlafsucht gewekt. Der P. Castel war ein Narr, aber im übrigen ein guter Mann: er ärgerte sich, daß ich so in Unthätigkeit mein Geld verzehrte. „Da Musiker und Gelehrte nicht „nach Ihrer Pfeife tanzen wollen, so ändern Sie „einmal den Ton und halten sich an die Weiber. „Vielleicht glükt es Ihnen hier besser, ich habe „mit Fr. v. B . . . . l schon von Ihnen gesprochen, gehen Sie immer in meinem Namen „hin.

„hin. Es ist eine gute Frau, die einen Lands„mann ihres Sohns und ihres Manns mit Ver„gnügen sehen wird. Sie werden bey ihr ihre „Tochter, Fr. v. B . . . e, eine Frau von „vielem Verstande antreffen. Auch habe ich „schon mit Fr. D . . n Ihrentwegen gespro„chen: bringen Sie ihr Ihr Werk, sie wünscht „schon lange, Sie zu kennen, und wird Sie „gewis gut empfangen. Nur durch die Weiber „kan man in Paris empor kommen. Sie sind „wie gewisse krumme Linien, der Weise nähert „sich ihnen immer, ohne ihnen je ganz nahe zu „kommen."

Nachdem ich lange diesen fürchterlichen Frohndienst von einem Tage auf den andern verschoben hatte, nahm ich endlich mein Herz in beyde Hände, und wartete der Fr. v. B . . . . l auf. Sie empfieng mich mit vieler Güte; zu Frau v. B . . . e, die eben zum Zimmer herein trat, sagte sie: „meine Tochter, dieß ist Herr Rous„seau, von dem uns P. Castel gesagt hat." Frau v. B . . . e sagte mir einiges schmeichelhafte über mein Werk, und führte mich an ihr Clavier, um mir zu zeigen, daß sie sich damit beschäftiget hatte. Da ich an ihrer Standuhr sahe, daß es bald Ein Uhr wäre, so wollte ich mich empfehlen. Fr. v. B . . . . l sagte mir:

„blei-

„bleiben Sie, Sie haben weit bis zu Ihrem „Quartiere, speisen Sie hier.“ Ich ließ mich nicht lange bitten. Eine Viertelstunde nachher merkte ich aus einigen Worten, daß sie mir die Ehre, mit ihrem Gesinde zu speisen, zugedacht hatte. Frau v. B . . . . l war eine sehr gute Frau, aber von eingeschränktem Verstande, und, zu sehr für ihren hohen polnischen Adel eingenommen, wußte sie nicht, daß auch der höchste Adel Männern von Talenten Aufmerksamkeit schuldig ist. Selbst bey dieser Gelegenheit beurtheilte sie mich mehr nach meinem Betragen als nach meiner Kleidung, die zwar simpel, aber doch so artig war, daß ich gewis keinen Menschen vorstellte, der gewohnt ist, mit dem Gesinde zu speisen. Ich war einer solchen Begegnung schon zu lange entwöhnt, um hier mich wieder darein schicken zu können. Ohne meinen ganzen Aerger merken zu lassen, sagte ich blos der Fr. v. B . . . . l, daß mir so eben ein kleines Geschäfte beygefallen wäre, wegen dessen ich nothwendig nach Hause gehen müßte, und ich wollte mich also empfehlen. Fr. v. B . . . e näherte sich ihrer Mutter, und sagte ihr einige Worte ins Ohr, welche Würkung auf sie machten; Fr. v. B . . . . l stund auf mich zurückzuhalten, und sagte mir: „ich zähle darauf, „daß sie uns die Ehre erweisen werden, mit uns „zu speisen.“ Den Stolzen zu machen hielte ich hier

hier für Thorheit, und ich blieb. Uebrigens hatte mich die Güte der Fr. v. B . . . . e gerührt, und mich an sie gezogen. Ich war froh, mit ihr zu speisen, und ich hoffte, daß sie mich bey genauerer Bekanntschaft, der Ehre, die sie mir verschafft hatte, nicht unwürdig schätzen würde. Der Herr Präsident v. L . . . . . n, ein grosser Freund vom Hause, speißte auch mit uns. Er hatte, wie Fr. v. B . . . . e, ganz den Ton von Paris, lauter kurze, witzige Einfälle, und feine Anspielungen. Hier konnte also der arme J. J. nicht glänzen; ich hatte auch den glücklichen Einfall, invita Minerva nicht witzig seyn zu wollen, und schwieg. (Glücklich, wenn ich immer so klug gewesen wäre! ich würde nicht in dem Abgrunde seyn, in dem ich gegenwärtig mich befinde.) Ich war wegen meiner Dummheit in Verzweiflung, und ärgerte mich, daß ich vor Fr. v. B . . . . e die Gütigkeit so wenig rechtfertigen konnte, die sie für mich gehabt hatte.

Nach Tische fand ich endlich Gelegenheit, die Gesellschaft auf meinen Ton zu stimmen und auf meine eigene Art zu unterhalten. Ich hatte meine poetische Epistel in der Tasche, die ich während meines Aufenthalts in Lyon an Parisot gemacht hatte. Diesem Gedichte fehlte es nicht an Wärme, welche ich noch durch die Declamation erhöhte; genug, ich brachte sie alle drey zu

Thränen.

Thränen. Vielleicht täuschte mich meine Eitelkeit, aber die Augen der Frau v. B....e schienen mir, ihrer Mutter zu sagen: „Nun, Mamma, „hatte ich Unrecht, daß dieser Mann eher gemacht „seye, mit Ihnen als mit Ihren Mägden zu „speisen?“ Bis jezt war mein Herz immer voll gewesen, nachdem ich mich aber gerächt hatte, war ich zufrieden. Frau v. B....e trieb ihre Gütigkeit so weit, daß sie behauptete, ich würde Aufsehen in Paris machen, und man würde sich noch um mich reissen. Um meine Unerfahrenheit zu leiten, gab sie mir die Bekenntnisse des Grafen von * * *. Dieses Buch, sagte sie, ist ein Mentor, dessen Sie in der Welt nöthig haben werden: Sie werden wohl daran thun, ihn zuweilen um Rath zu fragen. Ich behielt, aus Dankbarkeit für die Person, die mir es gab, dieses Exemplar länger als zwanzig Jahre, mußte aber oft über die Meynung, die diese Dame von meinen galanten Verdiensten zu haben schien, lachen. So bald ich das Buch gelesen hatte, sehnte ich mich nach der Freundschaft des Verfassers; mein Herz leitete mich hier gut, er wurde der einzige wahre Freund, den ich je unter den Gelehrten hatte *).

Von

*) Ich glaubte es so lange und so vollkommen, daß ich ihm bey meiner Rückkunft nach Paris das Manu-

Von dieser Zeit an zählte ich darauf, daß, da die Frau Baronesse v. B...l und die Frau Marquise v. B...e Antheil an mir nähmen, sie mich nicht lange ohne Unterstützung lassen würden, und ich betrog mich nicht.

Nun will ich von meiner Einführung bey Frau D...n, welche beträchtlichere Folgen hatte, sprechen.

Man weißt, daß Frau D...n die Tochter des S...l B...d und der Frau F...e war. Sie hatte noch drey Schwestern, Grazien, wie sie. Die eine war Fr. de la T...e, die mit dem Herzoge v. K...n nach Engelland gieng. Die andere war Fr. D...y, die einzige und aufrichtige Freundin des P....e von C....i, ein durch die Sanftheit, durch die Güte ihres vortrefflichen Characters eben sowohl, als durch die Feinheit ihres Verstandes, und die unzerstörbare Heiterkeit ihrer Laune anbetungswürdiges Weib. Endlich Fr. D...n, die schönste ihrer Schwestern, und die einzige, welcher man nie einen Fehltritt in ihrer Aufführung vorwerffen konnte.

Sie war der Preiß der Gastfreundschaft des Herrn D...n, an welchen sie von ihrer Mutter

---

Manuscript meiner Bekenntnisse anvertraute. Der mißtrauische J. J. konnte nie an Verrätherey und Falschheit glauben, bis er ihr Schlachtopfer war.

ter mit der Stelle eines General-Pächters und einem unermeßlichen Reichthum, aus Dankbarkeit für das freundschaftliche Betragen, das er in seiner Provinz gegen sie beobachtet hatte, verheurathet worden war. Noch, als ich sie das erste mal sahe, war sie eine der schönsten Frauen in Paris. Sie empfieng mich an ihrer Toilette, mit blosen Armen, zerstreuten und unordentlich aufgehefteten Haaren. Dieser Anblick war mir neu, mein armer Kopf hielt es nicht aus, ich wurde verwirrt, war im Augenblicke ganz weg, kurz, ich verliebte mich im Nu in Fr. D . . . n.

Meine Verwirrung schien mir bey ihr nicht zu schaden, sie bemerkte sie nicht: sie nahm den Verfasser und sein Buch gütig auf, sprach mit Sachkenntniß von meinem Projecte, sang, accompagnirte sich mit dem Klaviere, behielt mich beym Mittag-Essen, und sezte mich bey der Tafel neben sich. Sie brauchte nicht die Hälfte dieser Gütigkeit, um mich zum Narren zu machen, ich war es schon. Sie erlaubte mir, sie öfters zu besuchen; ich bediente mich dieser Erlaubniß, ja ich mißbrauchte sie. Fast alle Tage gieng ich hin, speißte alle Wochen zwey — dreymal bey ihr: ich starb fast vor Ungedult, mich zu erklären, und wagte es nie. Mehrere Umstände vermehrten noch meine natürliche Furcht-

samkeit. Der Zutritt in ein reiches Haus war für mich ein gebahnter Weg zum Glücke; ich durfte in meiner Lage ihn nicht verscherzen. Uebermuth würde ganz gewiß meine Wohlthäter von mir geschieden haben. Fr. D . . . n, so liebenswürdig sie war, so ernst und kalt war sie auch; ich fand nichts in ihrem Betragen, was mich hätte reitzen oder mir mehr Muth geben können. Ihr Haus, prächtiger als keines in Paris, war der Sammlungsplaz einer Gesellschaft, die nur etwas zu zahlreich war, um die ausgesuchteste in allen Theilen zu seyn. Sie versammelte gerne jedermann um sich, wer Aufsehen erregte, grosse Gelehrte, durch ihre Schönheit berühmte Frauen. Man traf bey ihr nur Herzoge, Gesandte, Ritter vom heil. Geist-Orden an. Die Prinzessin von Rohan, die Gräfin von Forcalquier, Frau v. Mirepoix, v. Brignole, Milady Hervey zählten sich unter ihre Freundinnen. Herr v. Fontenelle, der Abbe de St. Pierre, der Abbe Sallier, Herr v. Fourmont, v. Bernis, v. Buffon, v. Voltaire waren im engern Zirkel ihrer Bekannten und meist an ihrer Tafel. Schröckte ihr Ernst und ihre Zurückhaltung auch gleich viele junge Leute zurück, so prägte ihre um so besser zusammen gesezte Gesellschaft desto mehr Ehrfurcht ein, und der arme J. J. konnte sich nicht schmei-

cheln,

cheln, in diesem Zirkel glänzen zu dörfen. Ich wagte also nicht zu reden, aber da ich nicht mehr schweigen konnte, so wagte ich es zu schreiben. Sie behielt meinen Brief zween Tage, ohne davon mit mir zu reden; am dritten gab sie mir ihn zurück, und zugleich mündlich einige Ermahnungen mit einem so kalten Tone, daß ich schauderte. Ich wollte reden, die Worte starben mir auf den Lippen, meine so plözlich entstandene Leidenschaft löschte mit der Hoffnung aus, und nach einer eigentlichen Erklärung lebte ich mit ihr wie vorher, ohne ihr je etwas, selbst mit den Augen, zu sagen. Ich glaubte, sie hätte meine Thorheit vergessen, ich betrog mich. Herr v. F . . . l, Sohn des Herrn D . . . n, ihr Stiefsohn, war ohngefähr in ihrem und in meinem Alter. Er hatte Verstand, Figur, und konnte Ansprüche auf Glück bey den Damen machen. Auch sie, sagte man, könne ihn sehr wohl leiden, vielleicht einzig deßwegen, weil sie ihm eine sehr häßliche, aber sehr sanfte Frau gegeben hatte, und mit beeden auf dem besten Fuß lebte. Herr v. F...l liebte Talente und besaß selbst welche. Die Musik, worinn er sehr stark war, gab das Mittel unserer Verbindung ab. Ich kam oft zu ihm, und liebte ihn: auf einmal sagte er mir, daß Fr. v. D . . . n meine Visiten zu häuffig fände, und mich bäthe, sie einzuschränken. Dieses Com-

 pliment

pliment wäre damals an seinem Plaz gewesen, als sie mir meinen Brief zurück gab, aber acht oder zehen Tage nachher ohne einige andere Ursache, war es, glaube ich, unrecht angebracht. Meine Lage war um so sonderbarer, da ich vor wie nach bey Herr und Frau von F . . . l, gleich willkommen war. Ich gieng inzwischen seltener hin, und würde endlich nie wieder gekommen seyn, wenn nicht Frau D . . . n, aus einer neuen Caprice, mich hätte bitten lassen, acht oder zehen Tage die Aufsicht über ihren Sohn zu übernehmen, bis der neue Hofmeister ankäme. Der alte gieng gerade ab. Ich brachte diese acht Tage in einer peinlichen Verfassung, einzig erträglich durch das Vergnügen, der Frau v. D . . . n gehorchen zu können, zu: ich würde keine weitere acht Tage geblieben seyn, wenn Fr. v. D . . . n selbst der Preiß gewesen wäre. Herr von F . . . l gewann mich lieb, ich arbeitete mit ihm, wir fiengen mit einander die Chymie bey Rouelle an. Um näher bey ihm zu seyn, verließ ich das Hotel St. Quentin, und logirte mich im Ballhause in der Strasse Verdelet, der Strasse Platriere, in welcher Herr D . . . n logirte, gegen über, ein. Hier bekam ich durch einen vernachläßigten Schnupfen ein Catharrfieber, das mich an den Rand des Grabes brachte; ich hatte in meiner Jugend oft

solche

solche inflammatorische Krankheiten, Seitenstechen, und besonders die Bräune, der ich sehr unterworfen war, gehabt, von welchen ich hier kein Register machen will, die mich aber alle dem Tod nahe genug brachten, um mich an sein Bild zu gewöhnen.

Während meiner Genesung hatte ich Zeit, an meinen Zustand zu denken, und meine Furchtsamkeit, meine Schwachheit und meine Trägheit zu beweinen, die mich, troz jenem Feuer, das ich in mir fühlte, in einem Geistesschlummer schmachten liessen, und mich immer dem Elende näher brachten.

Den Tag ehe ich krank wurde, hatte ich eine Oper von Royer, die man damals gab, und deren Titel ich vergessen habe, gehört. Es gehört zu meinem Charakter, daß ich für fremdes Talent zum Voraus eingenommen, aber auch eben deßwegen mißtrauisch gegen das Meinige bin, daß mir nur das gefällt, was ich nicht gemacht habe; aber diese Musik ohne Stärke, ohne Wärme, ohne alle neue Gedanken mußte ich elend finden. Oft dachte ich bey mir selbst, ich würde wohl etwas besseres machen. Aber die fürchterliche Idee, die ich von der Composition einer Oper hatte, und die Wichtigkeit, welche Leute vom

Metier einem solchen Unternehmen geben, schrökte mich wieder augenblicklich zurück, und ich erröthete, nur daran gedacht zu haben. Wo sollte ich überdies jemand finden, der mir die Worte machte, und sie so drehte, wie ichs gerne haben wollte. Diese Ideen von Musik und Oper kamen mir in meiner Krankheit wieder, und in den heftigsten Phantasien componirte ich Arien, Duos, und Chöre. Ich bin überzeugt, zwey oder drey Stücke di prima intenzione gemacht zu haben, welche vielleicht die Bewunderung von Meistern verdienten, wenn sie sie gehört hätten. Könnte man die Träume eines Fieberkranken aufschreiben, so würde man finden, daß der Wahnwiz oft Dinge hervorbringt, welche der Verstand zu bewundern gezwungen ist.

Die nemliche Gedanken von Musik und Oper verliessen mich auch nach meiner Wiederherstellung nicht, aber ich beschäftigte mich ruhiger mit denselben. Diese fixe Idee war indessen die Axe geworden, um welche mein ganzer Kopf sich drehte, ich sahe daß sie mich unaufhörlich peinigen würde, wenn ich sie nicht realisirte, und so versuchte ich eine Oper, Text und Musik, zu machen. Jedoch war dieß nicht mein ganz erster Versuch. Schon zu Chambery hatte ich eine französische Oper, „Iphis und Anaxarete“ ge-

gemacht, war aber so klug gewesen, sie ins Feuer zu werfen. Zu Lyon dichtete ich eine andere, „die Entdekkung der neuen Welt." Ich las sie Herrn Bordes, dem Abbe v. Mably, dem Abbe Trublet und andern vor, und verfuhr so mit ihr wie mit jener, ob ich gleich schon die Musik zum Prolog und zum ersten Akte gemacht hatte, und mich David, dem ich sie zeigte, versicherte, daß einige Arien eines Buononcini würdig wären.

Diesesmal nahm ich mir Zeit, meinen Plan zu überdenken, ehe ich die Hand ans Werk legte. Ich wollte in einem heroischen Ballete drey verschiedene Gegenstände in drey abgesonderten Akten, jeden in einer besonderen Gattung von Musik, vorstellen. Der Gegenstand eines jeden sollte die Liebe eines Dichters seyn, und ich nannte diese Oper „die galante Musen." Mein erster Akt, wovon die Musik erhaben seyn sollte, war Tasso, der zweyte, mit zärtlicher Musik, Ovid, und der dritte, Anacreon, sollte Dithyrambische Freude athmen. Ich versuchte Anfangs blos den ersten Akt, und widmete mich ihm mit einem Feuer, das mich zum erstenmal in meinem Leben die ganze Wollust der musikalischen Begeisterung fühlen ließ. Eines Abends, gerade um die Opernstunde fühlte ich mich ganz

hingerissen, übermeistert von meinen Ideen. Ich steckte das Eintrittsgeld, welches ich schon bereit gehalten hatte, wieder in meine Tasche, verschloß meine Thüre, ließ die Vorhänge nieder, um dem Tageslicht jeden Eingang zu verwehren, legte mich ins Bette, und hier, vom Genius der Poesie und der Musik ganz begeistert, componirte ich in sieben bis acht Stunden den besten Theil meines ersten Akts. Meine Phantasie hatte mich der wirklichen Welt entrükt. Ich war nicht mehr ich, ich war ganz Tasso. Liebe zur Prinzeßin von Ferrara und stolze, edle Rache an ihrem ungerechten Bruder hatten sich meiner Seele so ganz bemächtigt, daß mir die Nacht hundertmal angenehmer verstrich, als wenn ich sie selbst in den Armen der Prinzeßin zugebracht hätte. Am Morgen war freylich in meinem Gedächtnusse, nur ein sehr kleiner Theil der nächtlichen Composition übrig, und doch trugen selbst diese durch Müdigkeit und Schlaf fast verlöschten Reste noch Spuren von der Stärke des ersten Feuers an sich.

Dieses mal konnte ich diese Arbeit nicht weiter treiben, weil andere Geschäfte mich davon abzogen. Während ich ganz an dem D . . . nschen Hauß hieng, hatten mich die Fr. v. B . . . l und v. B . . . e, denen ich noch zuweilen aufwartete, nicht vergessen. Der Graf v. M . . . .

Haupt-

Hauptmann der Garde, wurde damals zum Gesandten nach Venedig ernannt. Bariac, dem er sehr emsig dem Hof machte, hatte ihm zu diesem Posten verholfen. Sein Bruder, der Ritter v. M . . . ., Cammerjunker des Dauphin, war von der Bekanntschaft dieser beyden Damen und des Abbe Alary, eines Akademisten, welchen ich auch zuweilen besuchte, Fr. v. B . . . e wußte, daß der Gesandte einen Secretair nöthig hatte, und schlug mich ihm vor. Wir sprachen deshalb mit einander, ich forderte 50 Louisd'or Gehalt, was gewis auf einem Plaze, wo man Figur machen muß, sehr wenig ist. Er wollte mir nur 100 Pistolen geben, und überdieß sollte ich die Reise auf meine Kosten machen. Der Vorschlag war lächerlich, wir konnten nicht eins werden. Herr v. F . . ., der sich Mühe gab, mich zurück zu halten, drang durch. Ich blieb, und Herr v. M . . . . reisete mit einem andern Secretair, Namens Follau, welchen man ihm, von Seiten des Cabinets der auswärtigen Angelegenheiten, zugegeben hatte, ab; kaum waren sie in Venedig angelangt, so entzweyten sie sich. Follau sahe, daß er mit einem Narren zu thun hatte, und verließ ihn schnell. Herr v. M. . . . . hatte jezt nur noch einen jungen Abbe, Herr v. B . . . s bey sich. Dieser hatte bisher unter dem Secretair gestanden, und war

nicht im Stande, dessen Stelle zu vertretten. Man nahm seine Zuflucht aufs neue zu mir. Der Ritter, sein Bruder, ein Mann voll Verstand, wußte mir die Bequemlichkeiten und Vorrechte dieser Stelle so gut auszumahlen, daß wir endlich über 1000 Franken Gehalt und 20 Louisd'or Reisegeld eins wurden, worauf ich sogleich meine Reise antrat. Von Lyon hätte ich gerne meinen Weg über den Berg Cenis genommen, um meine gute Mama im vorbeyreisen zu sprechen, aber ich fuhr auf der Rhone hinunter, und sezte mich in Toulon zu Schiffe, theils wegen dem Kriege, theils aus Oekonomie, theils aber auch um von Herrn v. Mirepoix, der damals Gouverneur der Provence, und dem ich empfohlen war, einen Paß zu bekommen. Herr v. M . . . . konnte mich nicht entbehren, und schrieb mir Briefe über Briefe, daß ich doch meine Reise beschleunigen sollte. Ein Zufall hielt mich jedoch auf. Damals wüthete die Pest in Messina, die englische Flotte lag im Hafen vor Anker, und visitirte die Feluke, auf der ich war: deßwegen mußten wir auch, als wir endlich nach einer langen und beschwerlichen Ueberfarth zu Genua anlangten, 21 Tage Quarantaine halten. Man ließ den Reisenden die Wahl, ob sie diese Zeit am Bord oder im Lazarethe zubringen wollten, und sagte uns zugleich, daß wir dort nichts

als

als die vier Wände antreffen würden, da man noch nicht Zeit gehabt hätte, es zu meubliren. Alle wählten die Feluke. Die unausstehliche Hize, der enge Raum, die Unmöglichkeit, sich Bewegung zu machen, und das Ungeziefer machten, daß ich auf alle Gefahr das Lazareth vorzog. Ich wurde in ein grosses zweystöckigtes, durchaus leeres, Gebäude geführt, wo ich weder Fenster, noch Bett, noch Stühle antraf, nicht einmal einen Schemel, mich zu sezen, noch einen Bund Stroh, mich zu legen. Man brachte mir meinen Mantel, mein Nachtzeug, und meine zwey Felleisen. Hinter mir schloß man die grosse Thüren mit ungeheuren Schlössern zu, und nun konnte ich von Zimmer zu Zimmer, von einem Stock in den andern gehen, und überall fand ich gleiche Einsamkeit und gleiche Leere.

Dem ungeachtet reuete es mich gar nicht, das Lazareth statt der Feluke gewählt zu haben, und ich richtete mich wie ein neuer Robinson auf meine 21 Tage, wie auf mein ganzes Leben ein. Anfangs machte ich mir das Vergnügen, auf die Flöhe Jagd zu machen, die ich in der Feluke bekommen hatte. Nachdem ich endlich durch öfteres Wechseln der Kleider und der Wäsche von dieser Plage befreyt war, fieng ich an, das Zimmer, das ich mir gewählt hatte, einzurichten.

richten. Aus Westen und Hemden bereitete ich mir eine gute Matraze, mehrere Servietten, die ich zusammen nähte, vertraten die Stelle der Betttücher, mein Schlafrock wurde meine Decke, und aus meinem zusammengewickelten Mantel machte ich mir ein Kopfkissen. Das eine Felleisen legte ich der Länge nach, und so hatte ich einen Siz, das andere stellte ich aufrecht, und so diente es mir zum Schreibtische, ich ordnete meine Schreibmaterialien, und ein duzend Bücher, welche ich ungefähr hatte, stellten meine Bibliothek vor. Kurz, ich richtete mich so gut ein, daß ich, Fenster und Fenstervorhänge ausgenommen, in meinem ganz nakten Lazarethe so bequem logirte, als im Ballhause in der Strasse Verdelet. Mein Essen wurde mir mit vielem Pompe aufgetragen. Zween Grenadiere mit aufgepflanzten Bajoneten begleiteten es. Die Treppe war mein Speißsaal, die obere Staffel meine Tafel, die untere mein Sessel, und wenn das Essen aufgesezt war, und die Träger sich entfernt hatten, gab man ein Zeichen mit der Glocke, daß ich mich zu Tisch sezen könne. Zwischen dem Essen, wenn ich nicht lase oder schrieb, oder mit meiner Meublirung mich beschäftigte, gieng ich auf dem Kirchhofe der Protestanten, der mir zum Hof diente, spazieren, oder sezte mich da in einen Erker, von wo aus ich den Hafen und die aus- und einfah-

rende

rende Schiffe sehen konnte. So brachte ich vierzehen Tage zu, und würde eben so gut die 21. Tage zugebracht haben, ohne nur einen Augenblick lange Weile zu fühlen, wenn nicht die Vorsprache des französischen Envoye, Herrn v. Jonville, mich erlößt hätte. Ich hatte ihm einen Brief geschrieben, der vorher durch Essig gezogen, parfumirt, und halb verbrannt werden mußte; und auf diesen hin bewürkte er durch sein Ansehen, daß mir acht Tage nachgelassen wurden. Ich brachte sie bey ihm zu, und war freylich mit meinem jezigen Quartiere besser zufrieden, als mit dem Aufenthalte im Lazarethe. Er erwies mir viele Höflichkeiten, Dupont, sein Secretair, ein guter Junge, führte mich sowohl in Genua, als auf dem Lande an manche Orte, wo man sich sehr gut vergnügte. Wir machten Freundschaft mit einander, und versprachen uns zu schreiben, schrieben uns auch wirklich lange Zeit. Meine Reise sezte ich sehr angenehm durch die Lombardie fort. Ich sahe Mayland, Verona, Brescia, Padua, und kam endlich, sehnlichst von meinem Gesandten erwartet, in Venedig an.

Ich fand einen Hauffen von Depechen vor; sowohl von Hof, als von andern Gesandten, von welchen er nichts gezifferte lesen konnte,

ob

ob er gleich alle nöthige Schlüssel hatte. Da ich in meinem Leben in keinem Cabinete gearbeitet, noch je eine Ministerial-Ziffer gesehen hatte, so fürchtete ich anfangs, nicht recht damit fortkommen zu können; aber ich fand, daß nichts einfacher ist, und in weniger als 8. Tagen hatte ich alles entziffert, aber es verlohnte sich in der That d r Mühe nicht, denn ausser dem, daß der Gesandtschafts-Posten von Venedig sehr müssig ist, so würde man auch einem solchen Manne nicht die geringsten Geschäfte von Wichtigkeit anvertraut haben. Er war bis zu meiner Ankunft in grosser Verlegenheit, da er weder etwas lesbares dictiren noch leserlich schreiben konnte. Ich war ihm von grossem Nutzen, er fühlte es, und behandelte mich gut. Noch eine andere Ursache bewog ihn dazu. Seit Herr v. F . . . y seinem Vorgänger, der im Kopf verrückt wurde, hatte der Consul von Frankreich, Herr le Blond, die Geschäfte übernehmen müssen, und auch nach der Ankunft des Herrn v. M . . . . mußte er sie so lang fortsetzen, bis dieser mit ihnen bekannt wurde. Herr v. M . . ., so wenig er auch übrigens im Stande war, selbst etwas zu thun, war eifersüchtig, daß ein anderer seinen Dienst versehen sollte, und haßte den Consul. Er nahm daher, so bald ich angekommen war, ihm die Verrichtungen

gen eines Gesandtschafts-Secretairs ab, und gab sie mir. Sie waren unzertrennlich vom Titel, auch diesen hieß er mich annehmen; So lang ich bey ihm war, schickte er nur mich mit diesem Titel an den Senat und an seinen Conferenten. Auch war es natürlich, daß er gerner einen ihm ergebenen Menschen in der Stelle eines Gesandtschafts-Secretairs sahe, als einen Consul oder eine Creatur des Hofes. Dies machte meine Lage ziemlich angenehm, auch fiel es seinen Gesellschafts-Cavalieren, die wie seine Pagen und der meiste Theil seiner Leute, Italiäner waren, nie ein, mir den Vorrang streitig zu machen, und ich bediente mich mit gutem Erfolge des Ansehens, was mir dieß gab, um die Freyheit seines Quartiers gegen die öftere Versuche, die man, sie zu kränken, machte, und denen sich seine Herrn Venetianer nur schwach widersezten, zu behaupten. Doch gab ich auch nie zu, daß sich Banditen dahin flüchteten, ob ich mir gleich dardurch Vortheile hätte verschaffen können, die Se. Excellenz selbst nicht verschmäht haben würden, mit mir zu theilen; denn er forderte sogar seinen Antheil an den Vortheilen, die ich als Secretair hatte, oder an den sogenannten Schreib-Gebühren.

Es war damals Krieg, und also mußte ich manche Pässe ausfertigen. Für einen solchen

Paß

Paß zahlte man dem Secretair, der ihn ausfertigte und unterschrieb, eine Zechine. Alle meine Vorfahrer hatten sich diese Zechine ohne Ansehen der Person sowohl von Franzosen als Fremden zahlen lassen. Dieß fand ich unbillig, und, ohne Franzos zu seyn, schaffte ich die Taxe bey ihnen ab, aber von jedem andern förderte ich meine Gebühr strenge ein. Nur Ein Beyspiel! Einst ließ der Marquis Scotti, Bruder des Lieblings der Königin von Spanien, um einen Paß bitten, ohne mir die gewöhnliche Zechine zu schicken; ich ließ ihm solche abfordern. Eine Kühnheit, die mir der rachsüchtige Italiäner nie vergaß. So bald man die Veränderung, die ich bey Bezahlung der Paßgebühren gemacht hatte, erfuhr, gab sich auch ein jeder, der einen haben wollte, für einen Franzosen aus, und versicherte mich in einer erbärmlichen Aussprache, der eine, daß er aus Provence, der andere aus der Piccardie oder aus Bourgogne seye. Da ich aber ein ziemlich feines Ohr habe, so war ich nicht leicht zu betrügen, und ich glaube kaum, daß Ein Italiäner mich um eine Zechine geprellt, oder Ein Franzos sie mir gezahlt habe. Ich begieng die Dummheit, dem Herrn v. M...., der von allem diesem nichts wußte, zu erzählen, was ich gethan hätte. Das Wort Zechine öffnete ihm die Ohren, und

ohne

ohne mir seine Meynung über die Abschaffung der Taxe bey den Franzosen zu sagen, forderte er seinen Antheil an den übrigen, versprach mir hingegen andere gleichhaltige Vortheile. Mehr erboßt über diese Niederträchtigkeit, als aus Habsucht verwarf ich seinen Vorschlag in einem ziemlich hohen Tone. Er drang darauf, und ich wurde hitzig: „Nein, Euer Excellenz! sagte ich lebhaft, „behalten Sie was Ihnen gehört, „und lassen Sie mir das meinige, ich werde „nie eines Kreuzers werth von meinen Rechten „vergeben.“ Da er sahe, daß er auf diese Art nichts mit mir ausrichtete, so schämte er sich nicht, mir zu sagen, daß, da ich die Schreibgebühren zöge, es auch billig seye, daß ich die Materialien anschaffte. Ich wollte mich nicht länger mit ihm deswegen einlassen, und von der Zeit an schaffte ich von meinem Gelde Dinte, Papier, Siegellack, Licht, Oblaten an, selbst das Siegel ließ ich wieder erneuren, ohne daß er mir je einen Heller daran ersezt hätte. Nichts desto weniger legte ich einen kleinen Theil von dem, was ich für die Pässe bekam, für den Abbe v. B . . . s zurück. Er war ein guter Junge, und weit entfernt, etwas dergleichen zu fordern. Er war gefällig gegen mich, ich behandelte ihn gewis recht artig, und so kamen wir immer gut mit einander aus. Nachdem ich

meine Geschäfte einmal hatte kennen lernen, fand ich viel weniger Schwürigkeiten dabey, als ich Anfangs gefürchtet hatte. Daß aber der Anfang mich verlegen machte, ist wohl natürlich, da ich gar keine, und mein Principal sehr wenig Erfahrung hatte, auch überdieß die Unwissenheit und Eigensinn des leztern das wenige Gute vereitelten, was mir mein Verstand und einige wenige Kenntnisse für seinen und des Königs Dienst eingaben. Sein klügster Streich war seine Verbindung mit dem Marquis M . . . i, dem Spanischen Gesandten. Dieser Mann, voll Erfindungskraft, eine Intrigue anzulegen, und voll Geschicklichkeit, sie auszuführen, hätte meinen Herrn Gesandten leicht zum Spiel seiner Feinheit machen können, wenn nicht eben jene freundschaftliche Verbindung der Schuz des schwächern gewesen wäre. Ueberdieß war das Interesse der beyden Höfe innig verflochten, und der Marquis v. M . . . i gab daher meinem Herrn meistens gute Rathschläge, welche aber dieser bey der Ausführung immer dadurch wieder verdarb, daß er seine eigene Ideen darein verweben wollte. Das einzige Geschäft, was sie gemeinschaftlich betreiben sollten, war, die Venetianer in der Neutralität zu erhalten. Diese versicherten nun immer, wie treulich sie solche beobachteten, während sie der Oesterreichischen Armee öffentlich Munition

nition und selbst, unter dem Vorwande der Desertion, Rekruten lieferten. Auf Befehl des Herrn v. M..., der sich vielleicht bey der Republik beliebt machen wollte, mußte ich nun auch, Troz meiner häufigen Gegenvorstellungen, in allen seinen Depechen versichern, daß sie die Neutralität niemals verletzen würden. Durch den Eigensinn und die Dummheit dieses erbärmlichen Menschen gezwungen, mußte ich manchen Unsinn schreiben, und manche Thorheit begehen, blos weil er es so wollte; Aber dieß machte mir auch meine Stelle oft unerträglich, und manchmal war ich nahe dabey, sie ganz aufzugeben. So wollte er zum Beyspiel: ich sollte den grösten Theil der Depechen an den König und an den Ministerziffern, obgleich weder die eine noch die andere durchaus etwas enthielten, was diese Vorsicht nöthig gemacht hätte. Ich stellte ihm vor, daß die Zeit zwischen dem Freytage, wann wir die Depechen von Hofe bekamen, und dem Samstage, an dem die unsrigen abgehen mußten, viel zu kurz seye, als daß ich mit so viel Ziffern und dem übrigen starken Briefwechsel, den ich für den nähmlichen Curier ausfertigen mußte, zu Stande kommen könnte. Gegen diese Unbequemlichkeit erdachte er ein herrliches Auskunfts-Mittel. Ich mußte nehmlich schon Donnerstags die Antwort auf die Depechen machen, die den andern

dern Tag ankommen sollten. Er war so verliebt in diese seine Erfindung, daß er von der Ausführung nicht abzubringen war, was ich ihm auch von der Unmöglichkeit und dem Unsinne derselben sagen mochte. Nun waren in der ganzen Zeit, die ich bey ihm zubrachte, einige wenige Worte, die er mir die Woche über im Vorbeygehen sagte, und einige unbedeutende Neuigkeiten, die ich hier oder dort aufgetrieben hatte, meine einzige Materialien, aus denen ich die Depechen zusammen stoppelte. Von diesen brachte ich ihm aber richtig alle Donnerstag früh das Brouillon, und so wurden sie mit noch einigen Beysätzen oder Verbesserungen, die ich in der Geschwindigkeit auf unsere erhaltene Depechen, denen die unserige zur Antwort dienen sollten, machte, Samstags fortgeschickt. Er hatte noch eine sonderbare Gewohnheit, die seinem Briefwechsel eine unbegreifliche Lächerlichkeit gab: er schickte nähmlich jede Neuigkeit an ihre Quelle zurück, anstatt sie weiterhin zu melden. So schrieb er Hofneuigkeiten an Herrn Amelot, Neuigkeiten aus Paris an Herrn v. Maurepas, an Herrn v. Havrincourt Neuigkeiten aus Schweden, und die aus Petersburg an Herrn v. Chetardie, manchmal sogar solche, die er so eben von ihnen erhalten hatte, und denen ich nur ein anderes Gewand geben mußte. Da er

von allem, was ich ihm zur Unterschrift vorlegte, nur die Depechen nach Hofe durchlas, und die der andern Gesandten ohne weiteres unterzeichnete, so konnte ich doch diese so ziemlich nach meinem Sinne einrichten, und wenigstens die Neuigkeiten sich kreuzen lassen. Aber die Haupt-Depechen vernünftig einzurichten war mir unmöglich; Ich durfte noch zufrieden seyn, wenn es ihm nicht einfiel, einige Zeilen mit eigener Hand aus dem Stegreife hinzuschmieren, wodurch ich dann gezwungen war, in der Eile die ganze Depeche mit diesem neuen Unsinne, dem ich noch überdieß die Ehre anthun mußte, ihn zu ziffern, wann er sie unterschreiben sollte, abzuschreiben. Wohl zwanzigmal kam ich in Versuchung, aus Liebe für seine Ehre etwas anders zu ziffern, als das was er mir gesagt hatte, aber da nichts eine solche Untreue rechtfertigen konnte, so ließ ich ihn auf Kosten seiner Ehre Unsinn schreiben, und war zufrieden, ihm frey meine Meynung zu sagen, und meine Pflicht gegen ihn zu beobachten. Dieß that ich denn nun auch mit einer Rechtschaffenheit, einem Eifer und einem Muthe, die eine andere Belohnung verdienten, als die mir am Ende von ihm zu Theile ward. Die Zeit war da, daß ich das würde, zu was mich der Himmel, der mir ein glückliches Temperament gegeben hatte, zu was

 mich

mich die Erziehung, die ich von der Besten der Frauen erhielt, und die ich mir selbst gab, bestimmt hatte, und ich wards. Mir selbst überlassen, ohne Freunde, ohne Rathgeber, ohne Erfahrung, in einem fremden Lande, im Dienst einer fremden Nation, umgeben von Schurken, die mich aus Interesse, und um sich das Aergerniß des guten Beyspiels zu ersparen, zu ihrer Nachfolge aufmunterten, blieb ich treu, und diente Frankreich, dem ich nichts schuldig war, gut, und besser noch dem Gesandten, wie es auch billig war, mit allen meinen Kräften. Ich bekleidete einen Posten, in welchem ich den Augen aller Welt ausgesezt war, aber niemand konnte mir einen Vorwurf machen, und so verdiente ich mir die Achtung der Republik und aller Gesandten, mit denen wir in Briefwechsel standen, und die Liebe aller in Venedig sich aufhaltenden Franzosen, selbst den Consul nicht ausgenommen, den ich von seinen Geschäften wider Willen verdrängt hatte, von Geschäften, die mir in der That mehr Aerger, als Vergnügen gewährten. Herr v. M . . ., der sich ganz dem Marquis M . . . i überließ, und sich um seine einzigen Pflichten natürlich nicht bekümmerte, vernachlässigte sie auch so sehr, daß ohne mich die Franzosen, welche sich in Venedig aufhielten, nicht gewußt hätten, ob ein Gesandter

ter ihrer Nation da seye. Hatten sie seine Protection nöthig, so hielt er sie mit leeren Versprechungen hin, oder hörte sie gar nicht an: So wurden sie überdrüssig, und man sah auch keinen mehr weder in seinem Gefolge, noch an seiner Tafel, zu welcher er niemanden einlud. Oft that ich, was er hätte thun sollen: ich erzeigte den Franzosen, die zu ihm oder zu mir ihre Zuflucht nahmen, alle Dienste, die in meinen Kräften standen. In jedem andern Lande würde ich mehr gethan haben, aber da ich niemanden von einigem Gewichte wegen meiner Stelle als Gesandtschafts-Secretair besuchen durfte, so mußte ich oft meine Zuflucht zum Consul nehmen, und der Consul, der in dem Lande ansässig war, und seine Familie hier hatte, konnte nur mit äusserster Vorsicht meine Plane unterstützen, und daher das nicht thun, was er gern gewollt hätte. Inzwischen wagte ich bisweilen, wenn ich sahe, daß er gar zu sehr nachgab und nicht reden wollte, manchen verwegenen Schritt, der manchmal glückte. Nur Einen zur Probe, an den ich ohne Lachen nicht denken kan. Man wird es kaum glauben, daß die Liebhaber des Theaters zu Paris mir Coralline und ihre Schwester Camille zu danken haben, und doch ist es wahr.

Veronese ihr Vater hatte sich mit seinen Kindern auf das italiänische Theater engagirt, und nachdeme er 2000 Franken Reisegeld erhalten hatte, trat er ganz ruhig, ohne an seine Abreise zu denken, zu Venedig auf dem Theater des heil. Lucas *) auf, wohin Coralline, so sehr sie damals noch Kind war, sehr viele Zuschauer zog. Der Duc v. Gesvres, als erster Cammerherr, schrieb an den Gesandten und begehrte die Auslieferung von Vater und Tochter. Herr v. N . . . . gab mir den Brief und sagte mir zu meiner Instruction weiter nichts, als — „sehen sie was da zu thun ist" ich gieng zu Herrn le Blond und bat ihn, mit dem Patrizier, dem das Theater gehörte, und der, wie ich glaube, ein Justiniani war, zu reden, damit er Veronese, der für den Dienst des Königs engagirt seye, zurückschicke. Le Blond, der sich nicht viel um diesen Auftrag bekümmerte, richtete ihn falsch aus. Justiniani suchte Ausflüchte und Veronese blieb. Ich ärgerte mich, es war gerade Carneval, ich nahm Bahute und Masque und ließ mich in den Pallast Justiniani führen. Wer meine Gondole mit der Livree des Gesandten anfahren sahe, erstaunte.

Nie

*) Es kan auch das Theater des heil. Samuel seyn. Nomina propria kan ich durchaus nicht behalten.

Nie hatte man in Venedig etwas ähnliches gesehen: ich steige aus und lasse mich unter dem Namen eines Siora Maschera melden. So bald ich vorgelassen wurde, ziehe ich meine Masque ab und nenne mich. Der Senator erbleicht und staunt. „Mein Herr, rede ich ihn venetianisch an, „wider Willen muß ich Euer Erzellenz „mit meiner Visite beschwehrlich fallen, aber sie „haben auf Ihrem Theater des heil. Lucas einen Mann, Namens Veronese, der für den „Dienst des Königs engagirt ist, man hat umsonst „ihn zurückbegehren lassen, jezt fordre ich ihn im „Namen Sr. Majestät.“ Meine kurze Anrede that Würkung. Kaum war ich abgegangen, so lief der gute Mann zu den Staats-Inquisitoren, um ihnen Rechenschaft wegen dieser Begebenheit zu geben. Diese gaben ihm einen derben Verweis, und Veronese wurde den nähmlichen Tag abgedankt. Ich ließ ihm sagen, daß ich, wenn er nicht innerhalb 8. Tagen abreißte, ihn arretiren lassen würde, und er reißte ab.

Bey einer andern Gelegenheit zog ich ganz allein und ohne Beyhülfe irgend Jemandes den Hauptmann eines Kauffarthey-Schiffes aus einer Verlegenheit. Er hieß Capitain Olivet von Marseille, den Namen seines Schifs habe ich vergessen. Das Schifsvolk hatte mit einigen im

 Dienste

Dienste der Republick stehenden Sclavoniern Verdrüßlichkeiten bekommen, welche zuiezt in Thätlichkeiten ausbrachen, das Schif wurde hierauf mit so strengem Arrest belegt, daß ausser dem Hauptmann niemand ohne Erlaubnuß weder in das Schif kommen noch es verlassen durfte. Er bat den Gesandten um seine Hülfe, dieser hörte ihn nicht an: Er gieng zum Consul, der ihn versicherte, daß, da die Sache kein Gegenstand der Handlung seye, er sich nicht darein mischen könne; da er sich nur nicht mehr helfen konnte, kam er zu mir. Ich bat den Herrn v. M.... um die Erlaubnuß, dem Senat deshalb eine schriftliche Vorstelluug machen zu dörfen: ich erinnere mich nicht mehr genau, ob er mir die Erlaubnuß gab, und ob ich mein Schreiben einreichte, aber das erinnere ich mich recht gut, daß, da alle meine Bemühungen nichts fruchteten, und der Arrest immer fort dauerte, ich die Sache auf eine andere Art angrief, die auch glückte. Ich sezte die Erzählung der ganzen Geschichte einer Depeche an Herrn v. Maurepas bey, und kaum konnte ich den Herrn v. M.... vermögen, diesen Artickel stehen zu lassen. Ich wußte, daß alle unsere Depechen, es mochte nun der Mühe werth seyn, oder nicht, in Venedig geöfnet wurden. Ich hatte die sicherste Ueberzeugung davon, in dem ich manchmal ganze Artikel dersel-

derselben Wort für Wort in der Zeitung fand. Eine Untreue über die zu klagen ich den Gesandten nie bewegen konnte. Meine Absicht, indem ich von dieser Chicane in der Depeche redete, war, mich ihrer Neugierde zu bedienen, um ihnen angst zu machen, und sie dadurch zu vermögen das Schiff frey zu lassen. Denn, hätte der Capitain hiezu erst die Antwort von Hof erwarten müssen, so wäre er längst, ehe sie hätte ankommen können, ruinirt gewesen. Ich that noch mehr: ich begab mich an das Schif, um die Equipage zu vernehmen. Ich nahm den Abbe Patizel, den Consulats-Canzler, mit mir, der mir freylich mit Widerwillen folgte. So sehr fürchteten diese guten Leute dem Senate zu mißfallen! Da ich wegen dem Verbot nicht an Bord steigen konnte, so blieb ich in meiner Gondole, und sezte da mein Protokoll auf, im dem ich laut alle Leute des Schifsvolks nach einander vernahm, und meine Fragen so einrichtete, daß ihre Antworten zu ihrem Vortheile ausfallen mußten. Anfangs wollte ich, Patizel sollte vernehmen, und das Protokoll führen, ein Geschäft das auch eher für ihn als für mich gehört hätte. Er wollte nicht darein willigen, sagte kein Wort, und kaum konnte ich ihn bewegen das Protokoll nach mir zu unterschreiben. Dieser ziemlich verwegene Schritt hatte jedoch einen glück-

lichen

lichen Erfolg, und das Schif wurde lange vorher frey gelassen, ehe die Antwort des Ministers ankam. Der Capitain wollte mir ein Präsent machen; ohne darüber bös zu werden sagte ich, indem ich ihm auf die Schulter klopfte: Lieber Capitain, glaubst du, daß der Mann, der die eingeführte Taxe für die Pässe der Franzosen abschafte, ihnen jemals den Schuz ihres Königs verkauffen werde? Er wollte mir wenigstens noch am Bord seines Schiffes ein Mittagessen geben. Dieß nahm ich endlich auch an, und lud den spanischen Gesandschafts-Secretair Carrio, einen vernünftigen und sehr liebenswürdigen Mann gleichfalls dazu ein. Dieser wurde nachhero Gesandschafts-Secretair und Charge d'Affaires in Paris. Ich war mit ihm nach dem Beyspiel unserer Gesandten innigst verbunden.

Es wäre gut gewesen, wenn, während ich in der vollkommensten Uneigennüzigkeit alles das Gute that, was ich thun konnte, ich mehr Ordnung und Aufmerksamkeit auf die minderwichtige Dinge verwendet hätte, um nicht am Ende betrogen zu seyn und andern auf meine Kosten gedient zu haben; aber auf einer Stelle wie die, die ich bekleidete, wo die geringste Fehler nie ohne Folgen sind, erschöpfte ich alle meine Aufmerksamkeit, um keine gegen meinen Dienst zu

thun:

thun: eben so beobachtete ich die grössete Ordnung und die genaueste Pünktlichkeit in allem was meine wesentliche Pflichten betraf, bis an das Ende. Auch konnte mir nie der Ambassadeur oder sonst Jemand die geringste Nachläsigkeit in irgend einer Verrichtung vorwerfen, einige Fehler abgerechnet, die eine gezwungene Eile mich manchmal in den Ziffern begehen ließ, und über die sich einmal die Schreiber des Herrn Amelot beschwerten. Eine Genauigkeit, die bey einem so trägen Menschen, als ich war, gewis zu bewundern ist: aber manchmal fehlte es mir bey den besondern Aufträgen die ich übernahm, an Gedächtnuß und Sorgfalt, doch ließ ich mir den Schaden, der daraus entstand, immer freywillig gefallen, ehe nur jemand daran dachte, sich zu beklagen. Ich will nur einen einzigen Zug anführen, der in die Zeit meiner Abreise von Venedig fällt, und dessen üble Folgen mir nach der Zeit in Paris noch wehe thaten. Unser Koch, Namens Rousselot, brachte von Frankreich eine alte Handschrift von 200 Franken mit, die ein edler Venetianer, Namens Z . . . o N . . i einem seiner Freunde einem Peruquenmacher für gelieferte Peruquen ausgestellt hatte. Rousselot brachte mir die Handschrift und bat mich, zu versuchen, ob ich nicht durch Vergleich etwas bekommen könnte: er wußte so gut wie ich, daß

die

die edlen Venetianer nicht gewohnt sind, im Ausland gemachte Schulden nach ihrer Rückkunft ins Vaterland zu bezahlen; will man sie dazu zwingen, so wissen sie den armen Gläubiger so lang herum zu ziehen und ihm so viele Unkosten zu verursachen, daß er des Handels endlich müde wird, und gerne alles verlohren giebt, oder sich gegen eine Kleinigkeit vergleicht. Ich bat Herr le Blond mit Z . . . o zu sprechen; dieser erkannte zwar die Handschrift an, aber wollte nichts von Zahlung hören. Nach langem Herumstreiten verstand er sich endlich zu 3 Zechinen. Als Herr le Blond ihm die Handschrift brachte, waren die 3 Zechinen nicht gleich zu haben, man mußte warten, während der Zeit bekam ich Streit mit dem Gesandten, und zog von ihm weg. Die Papiere der Gesandschaft übergab ich in der besten Ordnung, aber Rousselots Handschrift konnte ich nirgends finden. Herr le Blond versicherte mich, sie mir zurückgegeben zu haben, und ich kannte ihn für einen zu rechtschaffenen Mann, als daß ich hätte daran zweiflen können. Aber mir wars unmöglich mich zu erinnern, wo der Schein hingekommen seyn könnte. Da Z . . . o die Schuld eingestanden hatte, so bat ich Herrn le Blond zu versuchen ob er nicht die 3 Zechinen gegen eine Quittung von ihm bekommen, oder ihn dahin bringen könnte, eine neue Hand-

schrift

schrift als Duplicat auszustellen. Z . . . . o hatte gehört, daß die Handschrift verlohren seye, und verstand sich weder zu einem noch zu dem andern. Ich bot Rousselot die 3 Zechinen als Bezahlung der Handschrift aus meinem Beutel an, er schlug sie aus, und wies mich an, ich sollte mich zu Paris mit dem Gläubiger, dessen Addresse er mir gab, setzen. Der Peruquenmacher, der um alles wußte, wollte entweder seine Handschrift oder sein volles Geld. Was hätte ich im Aerger nicht gegeben, um den verfluchten Schein wieder zu finden! Ich zahlte die 200. Franken, und zwar in meiner grösten Noth. So bekam der Gläubiger für den verlohrnen Schein die völlige Bezahlung; für den wiedergefundenen hätte er von Seiner Excellenz schwerlich je die versprochene zehen Thaler erhalten. Das, was sonst Ursache des Verlusts zu seyn pflegt, war hier Ursache zum Gewinn.

Das Talent, was ich für diplomatische Geschäfte in mir fühlte, machte, daß ich ihnen mit Vergnügen oblag, und ausser der Gesellschaft meines Freundes Carrio und des tugendhaften Altuna, von dem ich bald zu sprechen haben werde, ausser den sehr unschuldigen Erholungen des St. Markus-Plaz, des Theaters, und einiger Besuche, die wir fast immer zusam-

zusammen machten, war meine Pflicht mein einziges Vergnügen. Obgleich meine Arbeit, besonders bey der Unterstützung des Abbe B . . . s nicht sehr beschwehrlich war, so liessen doch der sehr ausgebreitete Briefwechsel und die damalige Kriegszeiten mich nie müssig. Alle Tage arbeitete ich fast den ganzen Vormittag, und an den Courier-Tagen oft bis Mitternacht. Den übrigen Theil meiner Zeit widmete ich dem Studium des Metier, das ich angefangen hatte, indem ich gar nicht zweifelte, daß ich mit der Zeit mein Glück dadurch machen könnte. Wenigstens war der Anfang für meine Hofnungen nicht abschröckend. In der That war auch jedermann mit mir zufrieden, mein Gesandter äusserte öffentlich und laut seine vollste Zufriedenheit mit meinem Dienste, über den er sich niemalen beklagen konnte, und seine Wuth in der Folge kam einzig daher, daß ich, nach vielen fruchtlosen Beschwerden, endlich meinen Abschied forderte. Die Gesandten und Minister des Königs, mit denen wir in Briefwechsel standen, machten ihm über das Verdienst seines Secretärs Complimente, die ihm hätten schmeichlen sollen, die aber bey diesem schiefen Kopfe gerade die entgegengesezte Würkung hervorbrachten. Besonders erhielt er bey einer wichtigen Gelegenheit ein solches Compliment, was er mir nie verzeihen konnte. Es

ist

ist wohl der Mühe werth, daß ich den ganzen Hergang der Sache hier erzähle. Er mochte so wenig sich Zwang anthun, daß selbst am Samstage, da doch alle Couriere abgefertigt werden mußten, er nicht abwarten konnte, bis ich mit meiner Arbeit fertig war, und mich immer blos mit den Depechen an den König und die Ministers eilen hieß, sie in der Eile unterschrieb, und dann, weiß der Himmel wohin? auslief, und so die meiste andere Briefe ununterschrieben zurückließ, die ich dann, wenn sie blos Neuigkeiten betrafen, in Bulletins verändern mußte; betrafen sie aber Dinge, die den Dienst des Königs angiengen, so mußte doch jemand unterschreiben, und so unterschrieb ich. Dieß that ich denn auch bey einer wichtigen Nachricht, die wir so eben von Herrn Vincent, dem Charge d'Affaire des Königs zu Wien, erhalten hatten. Eben damals marschirte der Prinz v. Lobkowiz nach Neapel, und der Graf v. Gages machte jenen merkwürdigen Rückzug, das schönste Manoeuvre des ganzen Jahrhunderts, von dem Europa zu wenig gesprochen hat. Herr Vincent benachrichtigte uns, daß ein Mann, den er uns zugleich genau beschrieben, von Wien ab- und durch Venedig gehen würde, um sich dann heimlich nach Abruzzo zu schleichen, und dort bey der Annäherung der Oesterreicher das

Volk aufzuwiegeln. In der Abwesenheit des Herrn Grafen v. M . . ., der sich um nichts bekümmerte, meldete ich diese Nachricht so ganz zu rechter Zeit an den Herrn Marquis v. H . . . l, daß vielleicht das Bourbonische Haus dem so verachteten Jean Jacques die Erhaltung des Königreichs Neapel zu danken hat. Der Marquis v. H . . . l bedankte sich, wie billig, bey seinem Collegen für die überschickte Nachricht, und sprach bey dieser Gelegenheit mit ihm von seinem Secretär und dem Dienst, den dieser der gemeinen Sache dardurch geleistet hatte. Der Graf v. M . . ., der sich selbst seiner Nachlässigkeit bey dieser Gelegenheit bewußt war, glaubte, in diesem Compliment einen Vorwurf zu entdecken; er wurde zusehends übellaunigt, und ließ mich seinen Verdruß aus seinem Gespräche mit mir merken. Ich hatte schon einigemal dem Grafen v. C . . . . c, Gesandten zu Constantinopel, wie dem Marquis v. H . . . l, wiewohl bey minder wichtigen Gelegenheiten, eigenmächtige Nachrichten gesandt. Wir hatten keine andere Gelegenheit nach Constantinopel zu schreiben, als durch die Couriere, die der Senat von Zeit zu Zeit an den dortigen Abgesandten der Republik schickte. Dem Gesandten von Frankreich gab man von der Abreise dieses Couriers immer Nachricht, damit er bey dieser Gelegenheit

heit etwan an seinen Collegen schreiben könnte. Diese Nachricht gab man gewöhnlich ein oder zwey Tage vorher, aber Herrn v. M.... achtete man so wenig, daß man blos pro forma eine oder zwo Stunden vor der Abreise des Couriers zu ihm schickte; dieß sezte mich nun oft in die Nothwendigkeit, die Depechen in seiner Abwesenheit auszufertigen. In der Antwort des Herrn v. C... e wurde nun meiner mit den höflichsten Ausdrücken gedacht; Eben so machte es Herr v. Jonville zu Genua, aber so oft dieß geschahe, bekam ich auch immer verdrießliche Gesichter.

Ich gestehe, daß ich keine Gelegenheit vorbeyließ, mich bekannt zu machen; aber nie suchte ich sie zudringlich, und es schien mir sehr billig, da ich die Pflichten meiner Stelle gewissenhaft erfüllte, nach dem natürlichen Preise guter Dienste, nach der Achtung derer, die darüber urtheilen und sie belohnen können, zu ringen. Ich weiß nicht, ob die Genauigkeit in meinem Dienste für den Gesandten eine gerechte Ursache zu Klagen seyn konnte, aber das weiß ich, daß sie der einzige Text aller seiner Vorwürfe war. Sein Haus, das er nie auf einen guten Fuß gesezt hatte, ward nach und nach ein Sammelplaz elenden Gesindels. Die Franzosen wurden übel

behandelt, die Italiäner hatten das Uebergewicht, und selbst unter diesen wurden die gute Diener, die schon lang bey der Gesandtschaft gewesen waren, auf eine unedle Art abgedankt, unter andern auch sein erster Cavalier, der es schon beym Grafen v. F... i gewesen war, und der, glaub' ich, Graf Peati oder so ohngefähr, hieß. Der zweyte Cavalier, den Herr v. M... gewählt hatte, war ein Bandit von Mantua, Namens Dominico Vitali. Ihm übertrug der Gesandte die Aufsicht über sein Haus, denn er hatte sich durch Schmeicheln und Speichellecken sein Vertrauen erworben, und war zum grossen Nachtheile der wenigen ehrlichen Leute, die noch da waren, und des Secretärs, der an ihrer Spitze war, sein Liebling. Das offene Auge des ehrlichen Manns macht dem Schurken immer Unruhe, und mehr hätte es schon nicht bedurft, um mich zu einem Gegenstande seines Hasses zu machen, aber es kam noch ein anderer Umstand hinzu, welcher ihn zu meinem unversöhnlichen Feinde machte. Ich will den ganzen Hergang der Sache erzählen. Habe ich unrecht, so verdamme man mich.

Der Gesandte hatte nach der Gewohnheit in Venedig eine Loge auf allen 5 Theatern. Alle Tage beym Mittagessen nannte er das Theater, in

in das er heute gehen wollte: ich wählte nach ihm und die übrige Logen überließ er seinen Cavalieren. Wenn ich ausgieng, steckte ich den Schlüssel zur Loge, die ich mir gewählt hatte, zu mir. Einst war Vitali nicht zu Hause, ich schickte also den Lakayen, den ich zu meiner Bedienung hatte, fort, daß er mir meinen Schlüssel in ein Hauß, das ich ihm angab, bringen sollte. Vitali, anstatt mir meinen Schlüssel zu schicken, ließ mir sagen, daß er nicht mehr zu haben wäre. Ich war um so aufgebrachter, da mir der Lakay diese Antwort vor der ganzen Gesellschaft brachte. Abends wollte mir Vitali einige Entschuldigungen machen, die ich aber nicht annahm: „Morgen oder übermorgen, „mein Herr,“ sagte ich zu ihm, „werden Sie „mir sie um die Stunde,“ welche ich ihm bezeichnete, „in dem nähmlichen Hauß, wo ich gestern „von Ihnen beschimpft wurde, und vor den „nähmlichen Personen, welche gestern Zeugen da„von waren, machen. Es mag daraus werden „was da will, so versichere ich Sie, daß Sie „oder ich aus dem Hause müssen.“ Dieser entscheidende Ton machte ihn verlegen. Er kam zur bestimmten Stunde in das bestimmte Hauß, und machte mir öffentlich, mit einer, seiner ganz würdigen Niederträchtigkeit seine Entschuldigung: aber er hatte seine Maasregeln genommen und

 unter

unter lauter Bücklingen arbeitete er in der Stille daran, mich in die Nothwendigkeit zu sezen, meinen Abschied zu nehmen, da er den Gesandten nicht dahin bringen konnte, ihn mir zu geben. Der Niederträchtige war gewis nicht gemacht mich ganz zu kennen, aber er hatte doch gerade so viel Kenntnuß meines Charakters erhascht, als zu seinen Absichten nöthig war. Er wußte, daß ich bis zum Uebermaas gut und nachsichtvoll gegen unwillkührliche Beleidigungen war, aber stolz und auffahrend, wenn ich mich mit Vorbedacht gekränkt glaubte. Er wußte, daß ich Schicklichkeit und Würde in allen Dingen liebte, und eben so streng auf die Ehre hielt, die mir gebührte, als ich aufmerksam war, andern die ihnen gebührende Ehre zu geben. Auf diese Kenntnuß meines Charakters unternahm er es, mich zu verdrängen, und es gelang ihm. Er brachte das ganze Hauß in Unordnung, die wenige Reste von Ordnung, von Subordination, von Reinlichkeit, welche zu erhalten ich mir Mühe gegeben hatte, suchte er zu verderben. Ein Hauß ohne Frau, bedarf einer strengen Ordnung, wenn die von der Würde unzertrennliche Sittsamkeit nicht verlohren gehen soll. Bald hatte er das unsrige zu einem Tummelplaze der niederträchtigsten Ausgelassenheit, zu einem Conventikel aller Spizbuben und Wüstlinge ge-

gemacht. Er schlug Sr. Excellenz zum zweyten Cavalier an die Stelle dessen, der durch seine Mitwürkung abgedankt worden war, einen ihm ähnlichen Kuppler vor, der ein öffentliches Bordel, zum Malthes er-Creuz genannt, hielt, und diese zween so gleiche Schurken waren von einer Sittenlosigkeit, der nur ihre Unverschämtheit gleich kame. Ausser dem einzigen Zimmer des Gesandten, das selbst nicht ganz in Ordnung war, war kein Winkel im ganzen Hause, in dem es ein rechtlicher Mann hätte aushalten können. Da Se. Excellenz niemals zu Nacht speißten, so hatten wir, die Cavaliers und ich, Abends eine besondere Tafel, an der auch der Abbe v. B...s und die Pagen assen. In der erbärmlichsten Kneipschenke ist man anständiger und reinlicher bedient, hat man minder schmuziges Tischzeug und besser zu essen. Auf dem ganzen Tische hatten wir Ein herzlich dunkles Unschlitlicht, zinnerne Teller, und eiserne Gablen.

Wenn es blos im Stillen hiebey geblieben wäre, so wäre ich noch zufrieden gewesen; aber man nahm mir auch meine Gondole; unter allen Gesandschafts-Sekretären mußte allein ich mir eine miethen oder zu Fusse gehen, und selbst den Livree-Bedienten Sr. Excellenz, welcher bisher zu meiner Bedienung gewesen war, nahm man

 mir,

mir, und ich bekam nur alsdann einen, wenn ich in den Senat gienge. Uebrigens wußte man in der Stadt alles, was bey uns zu Hauß geschahe. Die ganze Dienerschaft des Gesandten schriee laut. Dominico der Urheber von allem schrie am lautesten, da er wohl wußte, daß die unschickliche Behandlung, die wir erdulden mußten, mir empfindlicher war, als allen übrigen. Ich allein ließ mich gegen Fremde nie etwas merken, aber ich beklagte mich lebhaft beym Gesandten über dieß alles und über ihn selbst, und er, heimlich von seinem verfluchten Rathgeber aufgehezt, behandelte mich täglich schnöder. Ob gleich ich, um es meinen Cameraden gleich zu thun, und meinem Posten Ehre zu machen, viel Aufwand machen mußte, konnte ich doch nie einen Kreuzer von meinem Gehalte heraus kriegen, und forderte ich ihm Geld, so versicherte er mich seiner Achtung und seines Vertrauens, als ob mir dieses meinen Beutel füllen und ich davon hätte leben können. Endlich verdrehten diese 2 Banditen den Kopf ihres Herrn, der ohnehin schon ziemlich schief stand, vollends ganz, und ruinirten ihn, indem sie ihm allerhand Nichtswürdigkeiten in ungeheuren Preisen anschwazten und anschwazen liessen, und ihn dabey beredeten, daß er sie wunderwohlfeil bekommen hätte. Sie überredeten ihn, ein Landhauß an der Brenta, um seinen doppelten

Werth

Werth zu miethen, und theilten dann den Ueberschuß unter sich und dem Eigenthümer. Die Zimmer dieses Landhauses waren mit Mosaischer Arbeit eingelegt, und mit sehr schönen marmornen Säulen und Pfeilern nach italiänischer Manier geziert. Herr v. M . . . ließ dieß alles mit einem tannenen Getäfel verkleiden, aus dem einzigen Grunde, weil in Paris die Zimmer eben so getäfelt sind. Aus einem ähnlichen Grunde durften troz dem Gebrauche aller Gesandten zu Venedig seine Pagen keinen Stock tragen. So war der Mann, der mich immer aus einerley Ursache haßte; einzig, weil ich ihm zu treu diente.

Ich ertrug sein verächtliches Betragen, seine Grobheiten, seine unartige Behandlung so lang gedultig, als ich sie mehr einer üblen Laune als einem besondern Hasse gegen mich zuschrieb; aber so bald ich bemerkte daß er es darauf angelegt hatte, mich der, mir wegen meiner guten Dienste gebührenden, Ehre zu berauben, so nahm auch ich mir vor, ihn zu verlassen. Das erstemal, daß er mir seine Ungnade deutlich merken liesse, war bey Gelegenheit eines Mittagessens, das er dem Herzog v. Modena und seiner Familie, die damals in Venedig waren, geben, und wobey er mich von seiner Tafel ausschliessen

 wollte.

wollte. Etwas empfindlich, über die Schmälerung meiner Rechte, aber gar nicht eifersüchtig auf den Genuß dessen, was er mir bey dieser Gelegenheit entzog, versicherte ich ihn, daß, da ich täglich die Ehre hätte, an seiner Tafel zu speisen, es die Würde Sr. Excellenz und meine Pflicht forderten, nicht darein zu willigen, selbst wenn es dem Herzoge v. Modena einfallen sollte, mich von derselben ausschliessen zu wollen. „Wie,“ sagte er aufgebracht, „mein Sekretär, der nicht einmal von Adel ist, will „mit einem Fürsten speisen, da selbst meine Cavaliers diese Ehre nicht haben? „Ja mein Herr,“ antwortete ich ihm, „der Posten, womit mich „Euer Exzellenz beehrt haben, adelt mich so „sehr, so lang ich ihn begleite, daß ich den „Rang selbst vor ihren sogenannten Cavaliers „habe, und da aufgenommen werde, wo sie nie „hinkommen können. Sie wissen selbst, daß am „Tage ihres öffentlichen Einzugs die Etiquette „und ein unvordenklicher Gebrauch mich, im Ceremonien-Kleide ihnen zu folgen, und zur Ehre „mit ihnen im Pallast des heil. Markus zu „speisen berechtigen, und ich sehe nicht ein, wie „ein Mensch, der die Ehre hat, mit dem Doge „und dem Senate von Venedig öffentlich zu „speisen, nicht auch mit dem Herzog von Modena essen könnte.“ Ob gleich gegen meinen

Einwurf sich nichts sagen ließ, so gab mein Herr Gesandter doch nicht nach. Aber wir hatten keine Gelegenheit, unsern Streit über diesen Punkt zu erneuern, da der Herzog von Modena nicht zum Essen kam. Von dieser Zeit an hatte ich täglich neue Unannehmlichkeiten und tausend Beeinträchtigungen zu erdulden; jedes kleine Vorrecht, das mit meinem Posten verknüpft ware, suchte er mir zu entziehen, und sie seinem lieben Vitali zuzuwenden; er würde ihn, wäre es schicklich gewesen, an den Senat geschickt haben. Der Abbe v. B . . s mußte seinen Privat-Briefwechsel in seinem Cabinete führen, und durch ihn ließ er an den Herrn v. Maurepas wegen des Capitain Olivet einen Bericht schreiben, worinn er, ohne ihm etwas von mir, der ich doch allein mich mit der Sache befaßt hatte, zu melden, mir selbst die Ehre der Untersuchung entziehen wollte, und eine Abschrift des Protokolls anschlosse, welches er dem Abbe Patizel, der nicht ein Wort gesprochen hatte, zuschrieb. Er wollte mich demüthigen, seinem Lieblinge zu Gefallen, aber von sich wollte er mich nicht lassen. Er sahe wohl ein, daß er nach mir nicht wieder so leicht einen bekommen würde, als mich nach Herr Follau, der sein Lob schon zu sehr verbreitet hatte. Er mußte nothwendig einen Sekretär haben, der wegen der Unterhandlungen mit

dem

dem Senat der Italiänischen Sprache mächtig wäre, der alle seine Depechen verfaßte, alle seine Geschäfte so besorgte, daß er sich um nichts zu bekümmern brauchte, und der bey allem Diensteifer noch den Gefälligen gegen seine Schurken von Cavaliers machte. Er wünschte mich zu behalten, und mich mürbe zu machen, indem er mich von meinem und seinem Vaterlande entfernt hielt. Aus dem nähmlichen Grunde gab er mir kein Geld, weil ich ohne dieses ihn nicht verlassen konnte, und es würde ihm, wäre er nur ein wenig feiner zu Werke gegangen, geglückt haben: Aber Vitali, welcher andere Absichten hatte, und mich durchaus weg haben wollte, drang endlich durch. So bald ich sahe, daß meine Mühe verlohren war, daß der Gesandte mir meinen Diensteifer zum Verbrechen anrechnete, anstatt mir Dank dafür zu wissen, daß ich zu Haus nichts als Mißvergnügen, und öffentlich nichts als ungerechte Behandlung zu erwarten hatte, daß er mir der allgemeinen Verachtung, in der er stand, unerachtet zwar schaden, aber durch seine Empfehlungen nie nützen könnte, so entschloß ich mich endlich, meinen Abschied zu fordern, und ihm zu bedeuten, daß er sich nach einem andern Secretär umsehen sollte. Er sagte auf mein Gesuch weder Ja! noch Nein! und blieb übrigens der Alte. Da ich sahe, daß

auch dieß nichts fruchtete, und er sich um niemand umsahe, so schrieb ich an seinen Bruder, und bat ihn, unter Darlegung meiner Bewegungsgründe, mir von Sr. Excellenz meinen Abschied zu bewürken, mit dem Beysatze, daß es mir auf keinerley Art mehr möglich seye, bey ihm auszuhalten. Ich wartete lange, ohne Antwort zu erhalten; schon war ich ziemlich in Verlegenheit, als endlich der Gesandte einen Brief von seinem Bruder bekam. Der Innhalt mußte für Se. Excellenz eben nicht sehr erbaulich gewesen seyn, denn so, bis zur Wuth aufgebracht, hatte ich ihn nie gesehen, ohngeachtet ich Jähzorn an ihm zu sehen gewohnt war. Nachdem er endlich sich satt geschimpft hatte, und nun nicht mehr wußte, was er sagen sollte, beschuldigte er mich, seine Ziffern verkauft zu haben. Ich fieng an zu lachen, und fragte ihn in einem beissenden Tone: ob er wohl glaubte, daß in ganz Venedig jemand einfältig genug wäre, nur einen Thaler dafür zu geben? Diese Antwort machte ihn schäumend. Er machte Mine, seine Leute zu ruffen, um, wie er sagte, mich zum Fenster hinaus werffen zu lassen. Bis dahin war ich ganz ruhig geblieben, aber bey dieser Drohung übermannten mich endlich Zorn und Unwillen. Ich sprang nach der Thüre, und, nachdem ich den Riegel vorgezogen hatte, gieng

ich

ich ernsten Schritts auf ihn zu: „Nein Herr „Graf, sagte ich, Ihre Leute werden sich in „diese Sache nicht mischen, erlauben Sie, daß „wir sie ganz allein ausmachen." Diese Handlung und mein Anstand, in welchem Entschlossenheit nicht zu verkennen war, besänftigten ihn auf der Stelle; Schrecken und Furcht zeichneten sich in seiner ganzen Stellung. Als ich ihn von seiner Wuth zurückkommen sahe, empfahl ich mich ihm in wenigen Worten, öffnete die Thüre, und gieng ganz gelassen in der Antichambre durch die Mitte seiner Leute, die, wie gewöhnlich, aufstunden, und im Falle der Noth eher mir gegen ihn, als ihm gegen mich thätige Hülfe geleistet haben würden. Ohne wieder in mein Zimmer zu gehen, gieng ich sogleich die Treppe hinunter, und verließ auf der Stelle seinen Pallast, um ihn nie wieder zu betretten. Ich gieng gerade zu Herrn le Blond, und erzählte ihm meine ganze Geschichte; sie war ihm gar nicht auffallend, denn er kannte den Mann. Er behielte mich zu Mittage. Dieses Essen, so wenig vorbereitet es auch seyn konnte, war glänzend. Alle Franzosen von einiger Bedeutung, die in Venedig waren, fanden sich dabey ein. Bey dem Gesandten erschien keine Seele. Der Consul erzählte meine Geschichte der Gesellschaft, und alle waren Einer Meynung, die freylich Sr. Ex-

cellenz nicht allzu günstig war. Ich hatte mit dem Gesandten noch nicht abgerechnet, hatte von ihm noch keinen Kreuzer erhalten, und meine ganze Baarschaft bestand in einigen Louisd'oren, die ich bey mir hatte, ich war also in einiger Verlegenheit wegen meiner Abreise. Alle bothen mir ihre Börsen an; Ich nahm ohngefähr 20. Zechinen von Herrn le Blond, und ohngefähr eben so viel von Herrn v. St. Cyr, den ich nach ihm am genausten kannte; bedankte mich bey den übrigen, und nahm unterdessen bis zu meiner Abreise mein Logis bey dem Consulats-Canzler, um öffentlich zu zeigen, daß die Nation keinen Theil an den Ungerechtigkeiten des Gesandten habe. Dieser, wüthend, mich in meinem Unglücke von jederman geehrt, und sich verlassen zu sehen, verlohr gänzlich den Kopf, und betrug sich wie ein Rasender. Er vergaß sich so sehr, daß er dem Senat eine Bittschrift überreichte, in welcher er bat: mich arretiren zu lassen. Auf die Nachricht, die mir der Abbe v. B . . . s davon gab, entschloß ich mich, noch weitere 14. Tage in Venedig zu bleiben, ob ich mir gleich anfänglich vorgenommen gehabt hatte, den dritten Tag abzureisen. Jedermann wußte meine Geschichte, und billigte mein Verfahren. Ich hatte die allgemeine Achtung. Die Signoria antwortete nicht einmal auf das abentheuerliche Ansinnen

nen des Gesandten, und ließ mir durch den Consul sagen, ich könnte mich so lang ich wollte, in Venedig aufhalten, ohne wegen der Schritte eines Narren in Unruhe zu seyn. Ich besuchte frey meine Freunde, nahm Abschied vom Spanischen Minister, der mich sehr höflich empfieng, und von dem Gesandten von Neapel, dem Grafen von Finochietti, den ich nicht zu Haus antraf, und ihm also schrieb, worauf er mir sehr höflich antwortete. End ich reißte ich ab, ohne andere Schulden gemacht zu haben (so sehr ich auch in Verlegenheit war) als was ich von Herrn le Blond und Herrn v. St. Cyr entlehnt hatte, und ohngefähr 50. Thaler von einem Kaufmann, Namens Morandi, die Carrio zu bezahlen übernahm, und die ich ihm nie wieder ersezt habe, so oft wir uns auch nach der Zeit wieder sahen. Die andern zween Posten aber zahlte ich pünctlich, so bald es mir möglich war.

Meine Leser dürfen Venedig nicht verlassen, ohne zuvor ein Wort von den berühmten Vergnügungen dieser Stadt, wenigstens von dem geringen Theile, den ich während meines dortigen Aufenthalts an denselben nahm, zu hören. Man hat schon in dem Laufe meiner Jugendjahre gesehen, wie wenig ich nach den Vergnü-

gungen

gungen dieses Alters, oder wenigstens denen, die man so nennt, geizte. Auch in Venedig änderte ich meinen Geschmack nicht, und meine Beschäftigungen, die mich ohnedieß daran gehindert hätten, gaben den einfachen Erholungen, die ich mir erlaubte, einen neuen Reiz. Mein liebstes und süssestes Vergnügen war der Umgang mit Leuten von Verdienst: den Herrn le Blond, v. St. Cyr, Carrio, Altuna, und einem Edelmann aus Friaul, dessen Namen vergessen zu haben ich mich recht ärgere, und an dessen angenehme Gesellschaft ich nicht ohne Rührung zurück denken kan. Von allen Menschen, die ich in meinem Leben kennen lernte, glich sein Herz am allermeisten dem meinigen. Ich hatte auch Bekanntschaft mit zweyen oder dreyen Engelländern, die viel Verstand und Kenntnisse hatten, und leidenschaftlich für die Musik eingenommen waren. Alle diese Herrn hatten entweder Frauen oder Freundinnen oder Mätressen. Diese leztere waren meistens Mädchen von Talenten, bey denen wir die meiste Zeit mit Musik und Tanz zubrachten. Wir spielten auch, aber sehr wenig. Unsere lebhaftere Vergnügungen, Musik und Schauspiel, raubten uns allen Sinn für diesen Zeitvertreib. Das Spiel ist ohnehin nur ein langweiliger Behelf gegen die Langeweile, und taugt nur für Menschen, die nichts

 bessers

bessers zu thun wissen. Ich hatte noch von Paris das französische Vorurtheil gegen die Italiänische Musik mitgebracht; aber zugleich hatte mir die Natur jenes feine Gefühl für Wohllant geschenkt, gegen das kein Vorurtheil Stand hält. Nicht lange, so bekam ich für diese Musik jene Leidenschaft, die sie allen denen einflößt, welche gemacht sind sie zu beurtheilen. Als ich das erstemal einige Barcarolle hörte, glaubte ich, ich hätte bisher nie singen gehört, und bald wurde ich in die Opera so verliebt, daß ich während der Vorstellung meine Gesellschaft nicht selten verließ, um anderswohin zu gehen, aus Verdruß in den Logen immer durch das verhaßte Schwätzen, Spielen oder Essen gerade dann am meisten gestört zu werden, wann ich so gerne ganz Ohr gewesen wäre. Fand ich einen einsamen Plaz, so schloß ich mich in meine Loge ein, und überließ mich da, Troz der Länge des Schauspiels, ganz dem Vergnügen, vom Anfange bis ans Ende zu hören. Eines Tages schlief ich auf dem Theater des H. Chrisostomus ein, fester, als je auf meinem Bette; die rauschendste und glänzendste Arien konnten mich nicht erwecken. Aber wie soll ich jenes wollüstige Gefühl ausdrücken, das in mir die sanfte Harmonie und der himmlische Gesang dessen, der mich aufweckte, in mir erregten? Welches

Erwa-

Erwachen! Wie hingerissen war ich, wie entzückt, als ich zugleich Ohr und Augen öffnete! ich glaubte anfangs in das Paradies versezt zu seyn. Diese entzückende Arie, deren ich mich noch recht gut erinnere, und die ich nie in meinem Leben vergessen werde, fieng sich so an:

Conservami la bella
che si m'accende il cor.

Ich gab mir alle Mühe, diese Arie zu bekommen, ich bekam sie, und hatte sie lange nachher noch; aber es war nicht die ewige Arie, die so unauslöschlich in meinem Gedächtnisse geschrieben stand, es waren wohl die nähmliche Noten, aber das klang ganz anders. Nie kan diese göttliche Arie so aufgeführt werden, wie sie in meinem Kopfe nachtönt, oder wie sie damals, als ich daran erwachte, wirklich aufgeführt worden ist.

Eine Musik, die nach meinem Geschmacke der Opera weit vorzuziehen ist, und die ihres gleichen weder in Italien noch in der übrigen Welt hat, hört man in den sogenannten Scuole. Diese Scuole sind wohlthätige Anstalten zur Erziehung junger armer Mädchen, welche die Republik nachher entweder für den Ehestand, oder für's Kloster ausstattet. Unter den mancherley Geschicklichkeiten, in welchen man diesen

Mädchen hauptsächlich Unterricht ertheilt, hat die Musik den ersten Rang. Alle Sonntage führt man in der Kirche jedes dieser vier Scuole, während der Vesper Moteten mit vollem Chor und vollem Orchester auf, die von den grössesten Meistern Italiens gesezt und in ihrer Ausführung geleitet, und blos von Mädchen, deren älteste nicht 20. Jahr hat, auf dem vergitterten Chore aufgeführt werden. Ich habe keinen Begriff, wie etwas wollüstiger, etwas rührender seyn kan, als diese Musik. Der gröste Aufwand von Kunst, der feinste Geschmack im Gesange, die Schönheit der Stimmen, die Richtigkeit der Ausführung, alles trägt in diesen herrlichen Concerten dazu bey, auf die Zuhörer einen Eindruck zu machen, der freylich nicht allemal der reinste ist, aber dessen sich gewiß kein männliches Herz hätte erwehren können. Kein einzigesmal versäumten Carrio oder ich diese Vespern bey den Mendicanti; und wir waren nicht die einzige. Immer war die Kirche mit Liebhabern angefüllt, und selbst die Opern-Sänger kamen, um sich nach dem hohen Geschmacke dieses Gesanges zu bilden. Nur die verhaßte Gitter sezten mich in Verzweiflung, weil sie blos die Töne hören liessen, aber die Engel von Mädchen, die jene hervorzubringen schienen (und nach meiner Meynung mußten es Engel seyn) verbargen.

Ich

Ich sprach von nichts anderm mehr. Eines Tags, da ich eben bey Herrn le Blond auch davon sprach, sagte er: „wenn Sie so begierig „sind, diese kleine Mädchen zu sehen, so ist es „mir leicht, Ihnen diese Gefälligkeit zu erwei„sen, ich bin einer von den Pflegern dieses Hau„ses, ich will Ihnen einmal bey ihnen ein Goute „geben." Ich ließ ihm keine Ruh, bis er mir Wort gehalten hatte. Als ich in den Saal trat, der diese so sehnlichst begehrte Schönheiten einschloß, fühlte ich ein wollüstiges Zittern, das ich noch nie empfunden hatte. Herr le Blond stellte mir eine nach der andern von diesen berühmten Sängerinnen vor, von denen mir bisher nichts als Stimme und Namen bekannt war. „Kommen Sie Sophie" — Sie war erschrecklich. „Kommen Sie Cattina" — Sie war einäugigt. „Kommen Sie Bettina" — Sie war von den Blattern ganz zerrissen. Beynahe keine war ohne irgend ein vorzügliches Gebrechen. Der Boshafte weidete sich an meinem Erstaunen. Zwo oder drey von diesen Mädchen waren noch so ziemlich erträglich, aber gerade diese sangen blos im Chor. Ich wollte verzweifeln. Während des Goute's sagten wir ihnen einiges Verbindliche, und sie wurden aufgeräumt. Häßlichkeit schließt Grazie nicht aus; ich fand sie sehr artig. „So, sagte ich

bey mir selbst, „kan man nicht singen, wenn man „keine Seele hat, Sie müssen Empfindung besi„zen." Kurz, ich gewöhnte mich so gut an ihren Anblick, daß ich am Ende fast in alle diese häßliche Gesichter verliebt war. Kaum getraute ich mich, wieder in ihre Vesper zu gehen, aber ich wußte mich zu fassen. Ihr Gesang schien mir immer herrlich und ihre Stimme verschönerte ihr Gesicht so, daß, so lange sie sangen, ich mir fest vorsezte, sie meinen Augen zum Troze schön zu finden.

Die Musik in Italien kostet so wenig, daß es sich selbst bey wenigem Einkommen nicht der Mühe verlohnt, sich dieses Vergnügen zu berauben, wenn man Geschmack daran findet. Ich miethete mir ein Clavier, und für Einen kleinen Thaler kamen vier oder fünf Simphonisten zu mir, mit welchen ich wöchentlich Einmal die Stücke wiederholte, die mir in der Opera am meisten gefallen hatten. Ich probirte mit ihnen auch einige Simphonien aus meinen Muses galantes: seys nun, daß sie wirklich so sehr gefielen, oder daß man nur die Absicht hatte, mir ein Compliment zu machen, genug der Balletmeister von St. Johann Chrisostomus bat mich um zwo derselben, die ich dann auch das Vergnügen hatte, von diesem vortreflichen Or=

Orchester aufgeführt zu hören, und eine kleine Bettina darnach tanzen zu sehen. Diese Bettina war ein schönes und ganz liebenswürdiges Mädchen, das einer unserer Freunde, ein Spanier, Namens Fagoaga unterhielt, und bey welcher wir sehr häufig unsere Abende zubrachten. — Aber, könnte man mir sagen, da Sie von anderer ihren Mädchen reden, haben Sie denn über diesen Punkt gar nichts von sich zu beichten? sollten Sie in einer Stadt wie Venedig immer enthaltsam gewesen seyn? Ja, ich habe etwas zu sagen, und ich will dieses Bekenntnuß mit eben der Naivität wie alle meine andere thun.

Ich habe immer einen natürlichen Abscheu vor feilen Dirnen gehabt, und doch blieb mir in Venedig nichts anders übrig, da mir fast alle Häuser wegen meiner Stelle verschlossen waren. Herr le Blond hatte liebenswürdige Töchtern, aber es war schwer sie zu sprechen, und ich hatte zu viel Achtung für Vater und Mutter, als daß ich auch nur hätte den Gedanken haben sollen, ihnen nachzugehen.

Mehr Geschmack fühlte ich für ein junges Frauenzimmer, Fräulein v. Cattaneo, die Tochter des preußischen Agenten, aber Carrio liebte sie, und hatte ernstliche Absichten. Er hatte

zu leben, ich hatte nichts: Er hatte 100 Louis-d'or Gehalt, ich 100 Pistolen. Und ausser dem, daß ich Achtung für das Eigenthum meines Freundes hatte, wußte ich daß man bey einem leeren Beutel sich nirgends, und besonders in Venedig nicht, einfallen lassen darf, den Liebhaber zu spielen. Ich hatte die traurige Gewohnheit noch nicht verlohren, meine Bedürfnisse auf eine andere Art zu befriedigen: überdieß war ich zu sehr beschäftigt, um den Reiz des heissen Clima's lebhaft zu fühlen, und lebte über ein Jahr eben so keusch in dieser Stadt, wie in Paris, und reißte endlich nach anderthalb Jahren ab, ohne mehr als zwey einzige male mich Personen vom andern Geschlechte genähert zu haben. Die Umstände dieser Geschichte sind so sonderbar, daß ich sie erzählen muß.

Die erste Gelegenheit verschafte mir der rechtschaffene Cavalier Vitali einige Zeit nach den Entschuldigungen, die er mir öffentlich in aller Form hatte machen müssen. Man sprach über Tisch von den Vergnügungen Venedigs, diese Herrn warfen mir meine Gleichgültigkeit gegen die vorzüglichste derselben vor, priesen mir die Artigkeit der venetianischen Freudenmädchen an, und versicherten mich, daß in der Welt keine ihnen gleich kämen. Domenico sagte, daß ich

mit

mit der Liebenswürdigsten von allen Bekanntschaft machen müßte, daß er mich hinführen wollte, und daß ich gewiß zufrieden seyn würde. Ich fieng über sein gefälliges Anerbieten zu lachen an, und der Graf Piati, ein schon alter und verehrungswürdiger Mann, sagte mit mehr Freymüthigkeit, als ich von einem Italiäner erwartet hätte, daß er mich für zu klug halte, um mich von meinem Feinde zu einem Freudenmädchen führen zu lassen. Ich hatte in der That weder die Absicht noch irgend eine Versuchung dazu; aber dessen ungeachtet ließ ich mich endlich aus einer mir selbst unbegreiflichen Unschlüßigkeit wider Willen unter dem Widerspruche meines Verstandes und meines Herzens verleiten, daß ich hingieng einzig aus Schwachheit und um nicht Mißtrauen zu zeigen, und wie man in Italien sagt: per non parer troppo coglione. Die Paduanerin, zu der wir giengen, war eine artige, selbst schöne Figur, aber von einer Schönheit, die mir nicht gefiel. Domenico ließ mich bey ihr allein, ich ließ süsse Liqueurs kommen, bat sie zu singen, und wollte nach einer halben Stunde wieder gehen. Ich ließ einen Ducaten auf dem Tische zurück, allein sie hatte den sonderbaren Scrupel, ihn nicht zu nehmen, ehe sie ihn verdient hätte, und ich begieng die Dummheit, diesen Scrupel zu lösen. Ich kehrte in den Pal-

last zurück, in der festen Ueberzeugung, daß ich angesteckt seye, und das erste, was ich that, so bald ich zu Hauß ankam, war, daß ich nach dem Arzte schickte und mir eine Ptisane verschreiben ließ. Nichts kan der Unruhe gleich kommen, in der ich drey Wochen lang, (ohne irgend eine würkliche Unbequemlichkeit, ohne daß sich selbst nur eine Spur davon zeigte) lebte. Ich konnte nicht begreiffen, wie man ungestraft aus den Armen einer Paduanerin kommen könne. Der Arzt mußte sich alle ersinnliche Mühe geben, mich zu beruhigen, und endlich konnte er mich nur durch die Versicherung znfrieden stellen: mein Cörper wäre so besonders beschaffen, daß ich nicht leicht angesteckt werden könne. Und ob ich gleich, weniger als irgend jemand, mich dieser Erfahrung aussezte, so ist mir doch dieß, daß ich nie etwas von Zufällen dieser Art empfand, ein Beweiß, daß der Arzt wohl Recht haben mochte. Diese Meynung hat mich übrigens nie verwegen gemacht, und, gewährte mir die Natur würklich diesen Vortheil, so darf ich versichern, daß ich ihn nie mißbraucht habe. Die andere Geschichte war, obgleich auch mit einem öffentlichen Mädchen, doch von einer verschiedenen Art, so wohl in der Entstehung als in den Folgen. Ich habe schon erzählt, daß der Capitain Ollivet mir am Bord seines Schiffes ein

ein Mittagessen gab, und daß ich den spanischen Gesandschafts-Secretär darzu mitnahm. Ich erwartete von den Canonen des Schiffes begrüßt zu werden; das Schifsvolk war zwar bey unserem Empfange en haie gestellt, aber keine Lunte würde unsertwegen angezündet. Dieß ärgerte mich sehr, besonders wegen Carrio, der ein wenig darüber empfindlich wurde; und in der That begrüßten sonst Kauffartheyschiffe Leute, die gewiß nicht so viel werth waren, wie wir. Ueberdieß glaubte ich doch einige Auszeichnung von dem Capitain verdient zu haben. Ich konnte mich nicht verstellen, wie mir das überhaupt unmöglich ist, und so gut auch das Essen war, und so viel auch Olivet sich Mühe gab, uns Vergnügen zu machen, so war ich doch voll übler Laune, aß wenig und sprach noch weniger.

Noch immer erwartete ich eine allgemeine Salve bey der ersten ausgebrachten Gesundheit; es war wieder nichts. Carrio, der in meiner Seele las, lachte, als er mich wie ein Kind ungeberdig sahe. Noch vor der Mitte des Essens näherte sich eine Gondole. „Mein Seel! Herr,“ sagte der Capitain, „nehmen Sie sich in Acht, „der Feind nähert sich.“ Ich fragte ihn, was er damit sagen wollte, und er antwortete schäkernd. Die Gondole legt an, und es steigt eine

junge

junge Person aus von blendender Schönheit, wollüstig und leicht gekleidet; mit drey Sprüngen war sie im Zimmer, und ehe ich merkte, daß man für sie ein Couvert neben mich gesezt hatte, sahe ich sie an meiner Seite. Sie war eben so schön als lebhaft, eine Brunette von höchstens 20 Jahren. Sie sprach nur italiänisch, und schon ihr Accent hätte mir den Kopf wirblend machen können. Während des Essens, wobey sie keinen Augenblick stille war, blickte sie auf mich, sahe mich einige Augenblicke starr an, und schrie auf einmal laut aus: „Heilige Jungfrau! ach lieber Bremond, wie lange habe „ich dich nicht gesehen.“ Hierauf stürzte sie sich in meine Arme, ihr Mund hieng augenblicklich an dem meinigen und ihre wüthende Umarmungen erstickten mich beynahe. Ihre grosse schwarze orientalische Augen trafen mein Herz wie feurige Pfeile. Anfänglich hielt mich mein Erstaunen zurück, aber nicht lange, so durchglühte das Feuer der Wollust alle meine Adern, mein Blut wallte stürmischer, ich ward dringend, ward's so sehr, daß Schaam vor den Anwesenden mich nicht mehr zurück hielt, so sehr, daß meine Schöne selbst mich in die Schranken der Ehrbarkeit zurück weisen mußte. Ich war trunken, oder besser, ich war wüthend. Da sie mich endlich dahin gebracht hatte, wo sie mich haben wollte, so

mäßigte sie zwar ihre Liebkosungen, aber nicht ihre Lebhaftigkeit, und als es ihr endlich gefiel, die wahre oder falsche Ursache ihrer Schäckerey zu erklären, so versicherte sie uns, daß ich einem gewissen Herrn von Bremond dem Mauth-Director von Toscana täuschend ähnlich sähe, daß sie in diesen Herrn von Bremond zum närrisch werden verliebt gewesen wäre, und noch immer seye, daß sie ihn aber verlassen hätte, weil sie eine Närrin wäre; daß sie mich an seiner Stelle annehmen, daß sie mich lieben wolle, weil ich ihr gefiele; daß ich sie aus der nähmlichen Ursache auch lieben müßte, so lange es ihr gefiele; und daß, wenn sie mich einmal verlassen würde, ich Gedult haben müßte, wie ihr lieber Bremond auch gehabt hätte. Wie gesagt, so gethan. Sie nahm Besiz von mir, wie von einem leibeigenen Menschen, ich mußte ihre Handschuhe, ihren Fächer, ihre Cinda, ihren Schleyer aufheben, sie befahl mir, dahin, dorthin zu gehen, dieß oder jenes zu thun, und ich gehorchte. Sie hieß mich ihre Gondole zurückschicken, weil sie sich der meinigen bedienen wolle, und ich that's. Ich mußte von meinem Plaze aufstehen, und Carrio bitten, sich hinzuzusezen, weil sie etwas mit ihm zu sprechen habe; ich stand auf. Sie sprachen lang und leise mit einander, ich ließ dieß geschehen. Sie rief mich zurück, und ich kam. „Höre Zanetto, wenn

„wir

„wir gute Freunde bleiben sollen, so must du „mich nicht auf französische Art lieben. So bald „du lange Weile bey mir fühlst, so packe dich, „aber das will ich mir ausbitten, daß du nicht „mit dem Cörper bey mir, und mit dem Geiste „abwesend bist.“ Nach dem Mittagessen besahen wir die Glashütten zu Murano; sie kaufte viele Kleinigkeiten ein, die sie uns ohne weiteres bezahlen liesse. Aber überall gab sie Trinkgelder, die das, was wir ausgelegt hatten, noch um vieles überstiegen. Aus der Gleichgültigkeit, mit welcher sie ihr Geld wegwarf, und uns das unserige wegwerfen ließ, sahe man wohl, daß es keinen Werth für sie hatte. Wenn sie sich zahlen liesse, so geschah es gewiß mehr aus Eitelkeit als aus Geiz. Der Werth, welchen sie auf ihre Gunstbezeugungen gesezt fühlte, war ihr süsseste Belohnung.

Abends führten wir sie nach Hause. Während ich mit ihr schwazte, sahe ich zwoo Pistolen auf ihrer Toillette. „Ah!“ sagte ich, indem ich eine derselben in die Hand nahm, „Schminkkästchen von einer ganz neuen Art! darf man „wohl ihre Bestimmung wissen? Wozu diese „Waffen, sind nicht Sie selbst im Besize von „weit gefährlicheren, tödtlicheren?“ Sie antwortete im nähmlichen Tone, und endlich sagte

sie

sie uns mit einem naiven Stolze, der sie noch mehr verschönerte: „Wenn ich Leuten, die ich „nicht liebe, Gunstbezeugungen erweise, so ist „es billig, daß sie mir die Langeweile, die sie „mir verursachen, bezahlen; aber wenn ich ihre „Caressen erdulde, so will ich deßwegen ihre „Grobheiten nicht ertragen: Und den, der gegen „mich sich verfehlt, den werde ich gewis nicht „verfehlen.“

Als ich sie verließ, bestimmte sie mir eine Stunde auf den andern Tag; ich ließ nicht auf mich warten. Ich traf sie in vestito di confidenza, in einem deshabillé, das etwas mehr als galant war, das man blos unter den heissen Himmelsstrichen kennt. Ich will mich hier nicht damit aufhalten, es zu beschreiben, obwohl ich mich dessen sehr gut erinnere; besonders gefielen mir die rosenfarbene Pompons, womit ihre Manschetten und ihr Halbkragen garnirt waren, ausnehmend wohl. Die blendende Weisse ihrer schönen Haut wurde dadurch ausserordentlich erhoben. Ich fand nachher, daß dieß die gewöhnliche Mode in Venedig ist, und die Würkung davon ist so schön, daß ich nicht begreiffe, warum sie nicht schon lange in Frankreich aufgekommen ist. Ich hatte keinen Begriff von der Wollust, die mich bey ihr erwartete.

Ich

Ich habe schon von Fr. v. L . . e mit dem Entzücken, das ihr Andenken noch manchmal in mir erregt, gesprochen. Aber wie alt, wie häßlich, wie kalt war sie gegen meine Julietta! Umsonst würde sich die blühendste Einbildungskraft bemühen, die Reitze und die Schönheiten dieses zaubrischen Mädchens sich vorzustellen, ihre grösseste Anstrengung würde doch weit hinter der Wahrheit zurückbleiben. Die jüngste Nonne gleicht ihr nicht an Frischheit, die Schönheiten des Serails sind weniger lebhaft, und selbst die Houris des Paradieses sind weniger reitzend. Nie empfand das Herz oder die Sinnen eines Sterblichen süssere Wollust Ach hätte ich sie wenigstens nur einen Augenblick ganz und ungemischt geniessen können! . . . . Ich genoß sie, aber ihr Zauber war für mich dahin. Ich vernichtete ihn, ich tödtete gleichsam vorsäzlich jede Wonne, die meiner wartete. Nein, die Natur hat mich nicht für den Genuß geschaffen. In meinen Dummkopf hat sie ein tödtendes Gift gegen dieses unaussprechliche Glück gelegt, nach welchem mein Herz unaufhörlich geizet. Keine Begebenheit meines Lebens schildert meinen Charakter besser, als die, welche ich jezt erzählen will. Die lebhafte Vorstellung vom Gegenstande dieses Buches sezt mich über alle Ziereryen hinweg, die mich von meinem Zwecke abbringen

könnten.

könnten. Leser, wer du auch seyest. willst du einen Menschen kennen lernen, lese die folgende zwey oder drey Blätter, und du wirst Jean Jacques Rousseau ganz kennen.

Ich trat in das Zimmer eines Freudenmädchens, wie in das Heiligthum der Liebe uud der Schönheit: in der Person dieser Priesterin der Veneris volgivagæ glaubte ich die Gottheit dieses Tempels zu sehen. Ich hätte nie geglaubt, daß Empfindungen, wie sie mir sie einflößte, von Achtung und Ehrfurcht zertrennlich wären. Kaum hatte ich aus den ersten Gunstbezeugungen, welche sie mir ertheilte, und den Freyheiten, welche ich mir nahm, den Werth ihrer Reitze und ihrer Liebkosungen kennen gelernt, als ich, aus Furcht, die Frucht noch unreif zu verliehren, eilte, sie zu brechen: Aber auf einmal fühlte ich statt der Flammen, die mich vorher verzehrt hatten, einen tödtlichen Frost mir durch alle Adern zücken. Meine Kniee bebten unter mir, und, einer Ohnmacht nahe, sezte ich mich nieder, und weinte wie ein Kind.

Wer erräth die Ursache meiner Thränen, und meine Gedanken in diesem Augenblicke? „Dieses Mädchen, sagte ich zu mir selbst, das sich „iezt mir so ganz überläßt, ist das Meisterstück „der Natur und der Liebe; Geist und Körper

Bayerische Staatsbibliothek München

„beyde gleich vollkommen; Ihr Herz so gut und
„edel, als sie selbst liebenswürdig und schön ist;
„die Grosse und Mächtige dieser Erde sollten
„ihre Sclaven seyn, Scepter sollten ihr zu Füs-
„sen gelegt werden. Und doch ist sie eine er-
„bärmliche Hure, feil dem ersten dem besten;
„von dem Hauptmanne eines Kauffartheyschiffes
„hängt sie ab. Sie überläßt sich mir, da sie
„doch wissen muß, daß ich arm bin, und mein
„Verdienst, das sie nicht schätzen kan, in ihren
„Augen etwas sehr nichtiges seyn muß. Es ist
„hierinnen etwas unbegreifliches. Entweder be-
„trügt mich mein Herz, benebelt meine Sinne,
„und macht mich zum Spiel einer Unwürdigen,
„oder irgend ein verborgener Fehler, den ich
„nicht kenne, zerstört die Würkung ihrer Reitze,
„und macht sie denen, die sich um sie streiten
„sollten, verhaßt." Nun suchte ich mit einem
sonderbaren Widerwillen diesen Fehler auf, aber
es kam mir kein Gedanke, daß vielleicht vergiftete
Säfte die Ursache davon seyn könnten. Ihr fri-
sches Fleisch, ihre blühende Farbe, ihre weisse
Zähne, ihr sanfter Athem, die Reinlichkeit, die
über ihre ganze Person verbreitet war, entfern-
ten diesen Argwohn so sehr, daß ich vielmehr,
seit meiner Geschichte mit der Paduanerin, noch
immer wegen meiner Gesundheit zweifelnd, mich
nicht rein genug für sie zu seyn glaubte, und ich

bin

bin überzeugt, daß mich hierinnen mein Glaube nicht trog. Diese Gedanken bewegten mich bis zu Thränen. **Julietta**, für welche unter ähnlichen Umständen Thränen gewis ein neues Schauspiel waren, verlohr auf einen Augenblick ihre Fassung. Nachdem sie einigemal in dem Zimmer auf- nnd abgegangen war, und einige Blicke in ihren Spiegel gethan hatte, sahe sie wohl, und meine Augen bekräftigten es ihr deutlich, daß der Eckel keinen Theil an dieser sonderbaren Laune habe. Es war ihr leicht, mich davon zu heilen, und die Reste meiner Schaam auszutilgen. Aber in dem Augenblicke, da ich auf einer Brust, die zum erstenmal den Druck und den Kuß eines Mannes zu fühlen schien, in Wollust dahin sinken wollte, merkte ich, daß die eine von ihren Brüsten keine Warze habe. Voll Erstaunen untersuche ich und finde, daß diese Brust nicht so gemacht ist, wie die andere. Ich gab mir Mühe zu begreiffen, wie man eine Brust ohne Warze haben könne, und überzeugt, daß dieses seinen Grund in irgend einem beträchtlichen Naturfehler haben müsse, war mir's, nachdem ich diesen Gedanken lang herumgewälzt hatte, so deutlich wie der Tag, daß ich anstatt der schönsten Person, die ich mir je denken konnte, eine Art von Ungeheuer, den Auswurf der Natur, der Menschen und der Liebe, in

meinen Armen hatte. Ich trieb meine Tollheit so weit, daß ich diese Bemerkung auch ihr mittheilte. Anfangs nahm sie die Sache als Scherz auf, und schäckernd, wie sie war, überschüttete sie mich aufs neue mit tausendfachen Liebkosungen, und rieß mich so in ihrer Schwärmerey mit sich fort, daß ich vor Liebe hätte sterben mögen. Aber da ich ihr meine immer wiederkehrende Unruhe doch nicht verbergen konnte, so erröthete sie endlich, brachte ihren Anzug wieder in Ordnung, stand auf, und sezte sich, ohne ein Wort zu reden, an's Fenster. Ich wollte mich neben sie setzen; Sie stand auf, und sezte sich auf ein Ruhebette, stand auch hier wieder auf, und indem sie, sich fächelnd, im Zimmer auf- und abgieng, sagte sie mit einem kalten und verächtlichen Ton: Zanetto, lascia le donne, & studia la matematica.

Ehe ich sie verließ, bat ich sie, mir auf den andern Tag eine Stunde zu bestimmen, sie verschob sie aber bis auf den dritten Tag, indem sie mit einem spöttischen Lächlen hinzusezte, daß ich wohl der Ruhe bedürfte. Ich brachte diese Zeit unmuthig hin, ich dachte mit vollem Herzen an ihre zauberische Reitze, ich fühlte mein tolles Betragen in seiner ganzen Grösse, machte mir Vorwürffe darüber, bedauerte die so übel angewandte Augenblicke, die ich doch zu den süs-

festen meines Lebens hätte machen können, erwartete mit der lebhaftesten Ungeduld den Augenblick, in dem ich für diesen Verlust mich würde entschädigen können, und nichts desto weniger konnte ich, wie sehr ich mir auch Mühe geben mochte, die Vollkommenheiten dieses göttlichen Mädchens nicht mit der Niedrigkeit ihres Standes vereinen. Zur bestimmten Stunde eilte, flog ich zu ihr. Ob ich ihrem hitzigen Temperament bey diesem Besuche eher würde haben Genüge thun können, weiß ich nicht; Aber ihr Stolz wäre wenigstens befriediget worden, und schon genoß ich im Voraus das herrliche Vergnügen, ihr auf alle mögliche Art zu zeigen, wie gut ich meine Fehler vergüten könne. Sie erspahrte mir die Probe: der Gondolier, den ich bey meiner Ankunft zu ihr schickte, brachte mir die Nachricht zurück, daß sie den Tag vorher nach Florenz abgereißt wäre. Hatte ich meine Liebe zu ihr nicht ganz gefühlt, während ich sie besaß, so fühlte ich jezt erst die ganze Grösse derselben, als ich sie verlohr, und noch jezt hat mich meine tolle Sehnsucht nach ihr nicht verlassen. So schön, so reitzend sie auch war, so konnte ich mich doch bald über ihren Verlust trösten; aber der Gedanke, daß sie mit Verachtung an mich denken sollte, das, ich gestehe es, ist mir unerträglich.

Dieß ist alles, was ich über diesen Punkt zu erzählen habe. Die anderthalb Jahre, die ich in Venedig zubrachte, geben mir keinen weitern Stoff, als höchstens noch ein bloses Project. Carrio liebte das Frauenzimmer. Ueberdrüssig, immer nur Mädchen zu sehen, die von andern unterhalten würden, kam er auf den Einfall, einmal eine für sich zu haben, und da wir unzertrennlich waren, so that er mir den in Venedig nicht unerhörten Vorschlag, daß wir ein Mädchen zusammen unterhalten wollten. Mir gefiel der Plan, aber es kam nur darauf an, ein sicheres Mädchen aufzufinden. Er gab sich viele Mühe, bis er endlich ein junges Mädchen zwischen eilf und zwölf Jahren auftrieb, welches seine unwürdige Mutter zu verkauffen suchte. Wir giengen miteinander hin, es zu besehen. Ich wurde ganz gerührt, da ich dieses Kind sahe. Sie war blond und sanft wie ein Lamm, kein Mensch würde sie für eine Italiänerin gehalten haben. Man kan in Venedig mit wenigen Kosten leben. Wir gaben der Mutter einiges Geld, und sorgten für den Unterhalt der Tochter. Sie hatte eine artige Stimme. Um dieses Talent so auszubilden, daß es einst auf den Fall der Noth Quelle ihres Unterhalts werden könnte, kauften wir ihr ein kleines Clavier, und hielten ihr einen Singmeister. Dieß alles kostete jeden mo-

natlich

natlich ohngefähr zwo Zechinen, und erspahrte uns manche andere Ausgabe. Aber da sie noch nicht reif war, so hieß das freylich frühe gesäet und spät geerndtet. Aber wir waren zufrieden, unsere Abende bey ihr zuzubringen, mit diesem lieben Kinde zu kosen, und auf die unschuldigste Weise zu spielen, und hatten auf diese Art bey ihr einen gewis angenehmern Zeitvertreib, als uns ihr Besiz je hätte gewähren können. So viel ist gewis, daß der Genuß den Mann weniger an das Frauenzimmer zieht, als ein gewisses Bedürfniß mit ihnen zu leben. Nach und nach hienge sich mein Herz an die kleine Anzoletta, aber so, wie das Herz des Vaters an der Tochter hängt, und meine Sinne hatten so wenig Theil daran, daß, je mehr meine Liebe zu ihr zunahm, meine Sinne immer weniger zur Sprache kamen. Ich fühlte vor dem genauern Umgange mit diesem Mädchen, wenn es einmal mannbar seyn würde, eben so viel Abscheu, als vor der entsezlichsten Blutschande. Ich sahe die Gefühle des guten Carrio ohne sein Wissen eben diesen Weg nehmen; so bereiteten wir uns für die Zukunft ein Vergnügen, das zwar nicht weniger lebhaft, aber unendlich von dem, was wir anfangs bezweckt hatten, verschieden war, und ich bin gewiß, daß wir eher die Unschuld des guten Kindes vertheidigt,

 als

als entweiht haben würden, wäre sie auch zum Urbilde der Schönheit herangewachsen. Da ich kurze Zeit darauf mit meinem Gesandten Verdruß bekam, so konnte ich keinen Theil an diesem guten Werke nehmen, und mußte mich begnügen den besten Willen gehabt zu haben. Ich komme auf meine Reise zurück.

Mein erster Entschluß nach meiner Trennung von Herr v. M . . . . war, mich nach Genf zurückzuziehen, und dort so lange zu warten, bis ein günstigers Schicksal die Hindernusse, die mich von meiner Mama trennten, wegräumen würde. Aber der allgemeine Lärmen, den mein Streit erregte, und die Tollheit des Gesandten die ganze Geschichte nach Hofe zu schreiben, bewogen mich, selbst dahin zu gehen, um dort von meinen Handlungen Rechenschaft abzulegen, und mich über die eines Rasenden zu beklagen. Ich meldete Herrn Dutheil, der seit dem Tode des Herrn Amelots die auswärtige Angelegenheiten besorgte, meine Entschliessung noch von Venedig aus, und reißte zugleich mit meinem Briefe ab. Ich nahm meinen Weg über Bergamo, Como, Domod' Ossola; und über den St. Plomb. Zu Sion erwiese mir Herr v. Chaignon, der französische Charge des Affaires tausend Höflichkeiten. In Genf be-

begegnete mir Herr de la Closure eben so artig. Ich erneuerte hier die Bekanntschaft mit Herr von Gauffecourt von dem ich einiges Geld zu erheben hatte. Durch Nyon reißte ich, ohne meinen Vater zu sprechen. So sauer mir dieß geschah, so konnte ich mich doch nicht entschliessen, in meiner würklichen Lage mich meiner Stiefmutter zu zeigen, die mich gewiß ungehört verdammt haben würde. Der Buchhändler du Villard, ein alter Freund meines Vaters, machte mir über diesen Mangel kindlicher Aufmerksamkeit lebhafte Vorwürfe. Ich sagte ihm meine Gründe, und, um meinen Fehler wieder gut zu machen, ohne mich dem Anblicke meiner Stiefmutter auszusezen, nahm ich eine Chaise; wir reißten mit einander nach Nyon zurück, und stiegen im Wirthshause ab. Du Villard gieng hin, meinen Vater zu holen; er kam eilends mich zu umarmen. Wir speißten mit einander zu Nacht, und brachten einen, für mein Herz sehr angenehmen Abend mit einander zu: des andern Tags reißte ich mit du Villard nach Genf zurück. Ich werde dem guten Manne ewig dafür danken, daß er mich auf meine Pflicht aufmerksam machte.

Ich nahm einen Umweg über Lyon, um mich dort von einem niederträchtigen Streiche des Hr.

v. M . . . . bis zur völligen Gewißheit zu überzeugen. Ich hatte mir, während meines Aufenthalts in Venedig, von Paris eine kleine Kiste kommen lassen, worinn weiter nichts als eine goldgestickte Veste, einige paar Manchetten und 6 Paar weis seidene Strümpfe befindlich waren. Er machte mir selbst den Vorschlag, diese Kiste, oder vielmehr diese Schachtel mit seinem Gepäcke kommen zu lassen. In der Apothekerrechnung, die er mir an Zahlungsstatt geben wollte, stand diese Kiste von seiner eigenen Hand mit 11 Centner Gewicht angeschrieben, und die Fracht rechnete er zu einem ungeheuren Preise. Durch die Bemühungen des Herrn Boy de la Tour, dem ich durch Herrn Roguin seinem Onkel empfohlen war, ergab sich aus den Zollregistern von Lyon und Marseille, daß besagter Ballen, wie ihn der Herr Gesandte nannte, nicht mehr als 45 Pfund gewogen und nach diesem Gewichte verhältnißmäßige Fracht bezahlt hätte. Einen vidimirten Auszug dieser Stelle des Zollbuchs legte ich der Rechnung des Herrn v. M . . . bey, und mit diesen und andern eben so starken Beweisen reißte ich nach Paris ab, voll Ungeduld Gebrauch davon machen zu können. Diese lange Reise war nicht unfruchtbar an kleinen Abentheuern, welche mir zu Como, im Walliser Lande und anderwärts aufstiessen. Ich

sahe

sahe manche merkwürdige Dinge, unter andern die Barromäische Insuln die einer Beschreibung wohl werth wären. Aber es fehlt mir an Zeit, Spionen umlagern mich, und so bin ich gezwungen, eine Arbeit die unendlich mehr Musse und Ruhe erfordert, als ich habe, in der Eile und schlecht zu machen. Würdigt mich je die Vorsicht ruhigerer Tage, so will ich sie dazu anwenden, diese Schrift wieder vorzunehmen, oder wenigstens einen Nachtrag, dessen sie so sehr bedarf, dazu zu machen *). Das Gerücht von meiner Geschichte kam vor mir in Paris an, und bey meiner Ankunft fand ich in allen Balleyen, im ganzen Publikum, nur Eine Stimme über die Thorheiten des Gesandten: die des Unwillens. Aber ungeachtet dessen, ungeachtet des allgemeinen Geschrey's in Venedig, ungeachtet der unwidersprechlichen Beweise, die ich vorlegte, konnte ich kein Recht erlangen. Von irgend einer Genugthuung oder einem Wiedererſaz war keine Rede, so gar die Auszahlung meines Gehalts wurde der Willkühr des Gesandten überlassen, aus dem einzigen Grunde, weil ich als Ausländer keinen Anspruch auf den Schuz der Nation machen konnte, und die ganze Sache Privat-Angelegenheit zwischen ihm und mir war. Jedermann gestand mir zu, daß

*) Ich habe auf dieses Projekt Verzicht gethan.

daß ich beleidigt, unterdrückt, unglücklich, daß der Gesandte ein Narr, ungerecht, grausam seye, daß die Geschichte ihn auf ewig entehre, aber was konnte mir das helfen? Er war der Gesandte, und ich blos sein Sekretär.

Die Ordnung, oder was man so zu nennen beliebt, erlaubte nicht, daß ich Recht behielte, und ich bekam es auch nicht. Ich vermuthete, daß man mir Stillschweigen auferlegen würde, wenn ich diesen Narren öffentlich so behandelte, wie er es verdiente, und dieß war gerade, was ich erwartete. Auf diesen Fall war's mein unwandelbarer Entschluß, nicht eher zu schweigen, bis man in unserer Sache gesprochen haben würde. Aber es gab damals keinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Man ließ mich schreyen, man that noch mehr, man munterte mich auf es zu thun, man stimmte mit mir ein, aber die Sache blieb immer beym Alten, bis ich endlich müde, immer Recht zu haben, und mir welches zu bekommen den Muth verlohr, und die ganze Sache auf sich beruhen ließ.

Die einzige Person, die mich übel aufnahm, und von der ich diese Ungerechtigkeit am wenigsten erwartet hätte, war Frau v. B . . . . l. Voll von den Vorzügen ihres Standes und Adels konnte sie sich gar keinen Begrif machen, wie ein

Gesandter gegen seinen Secretär Unrecht haben könne. Mein Empfang war nach diesem Vorurtheile eingerichtet. Ich war so aufgebracht darüber, daß ich unmittelbar nach meiner Zuhausekunft ihr einen Brief schrieb, vielleicht den stärksten und heftigsten, den ich je geschrieben habe, und ihr nie wieder aufwartete. Besser empfieng mich der P. Castel, aber Troz seines süssen jesuitischen Geschwäzes merkte ich doch, daß er die grosse Maxime der Gesellschaft, immer den Kleinern dem Grössern aufzuopfern ziemlich getreu befolgte. Bey dem lebhaften Gefühl der Gerechtigkeit meiner Sache, bey meinem natürlichen Stolze konnte ich unmöglich diese Partheylichkeit geduldig ertragen. Ich besuchte den P. Castel nicht wieder, und eben so kam ich auch nie wieder ins Jesuiter-Collegium, wo ich ohne dieß nur ihn gekannt hatte. Uebrigens entfernte mich der tyrannische und intrikante Geist seiner Gesellschaft, die so sehr von der Gutmüthigkeit des guten P. Hemet abstach, so sehr von ihrem Umgange, daß ich von dieser Zeit an keinen derselben mehr sahe, ausgenommen ein oder zweymal den P. Berthier, wenn ich ihn bey Herr D . . . n antraf, mit welchem er gemeinschaftlich und mit dem grösten Eifer an einer Wiederlegung Montesquieu's arbeitete.

Nun

Nun noch ein paar Worte von dem Herrn von M.... und dann keine Sylbe mehr. Aus Gelegenheit eines Wortwechsels dergleichen zwischen ihm und mir so häufig vorfielen, sagte ich ihm einst: daß er sich keinen Secretär, sondern einen Schreiber halten sollte. Er folgte meinem Rathe, und nahm, als ich abgieng, einen ächten Schreiber an, der in weniger als einem Jahre ihn um 20 bis 30000 Livres bestahl. Er jagte ihn aus seinem Dienste, ließ ihn in Verhaft nehmen, schickte !seine Cavaliers mit Schimpf und Schande fort, bekam mit jedermann Verdruß, erduldete schimpfliche Behandlungen, welche kein Bedienter ungeahndet läßt, und trieb endlich seine Thorheiten so lange und so weit, daß man ihn zurückrufen und auf seine Güter verweisen mußte, seinen Kohl zu pflanzen. Wahrscheinlich war bey den Vorwürfen, die er von Hofe bekam, meine Affaire mit ihm nicht vergessen worden, wenigstens schickte er mir einige Zeit nach seiner Zurückkuuft seinen Hauß-Hofmeister, um mit mir abzurechnen und mich auszubezahlen. Ich hatte gerade kein Geld, und meine venetianische Schulden, Ehrenschulden, wann je welche e^ waren, lagen mir schwer auf dem Herzen. Ich ergrief diese Gelegenheit, nahm an, was man mir gab, und bezahlte sie, wie nicht weniger das Billet des Z...o N....i. Nun war ich wieder ohne

einen

einen Kreuzer wie vorher, aber von einer unerträglichen Last befreyt. Von dieser Zeit an hörte ich nichts mehr von Herr v. M.... bis an seinen Tod, den ich aus den öffentlichen Blättern vernahm. Gott habe ihn seelig, den armen Mann, er taugte zum Gesandten, wie ich in meiner Jugend in die Schreibstube. Jedoch es würde nur von ihm abgehangen haben, sich durch meine Dienste zu erhalten, und mich auf der Bahn, zu welcher mich der Graf v. Gouvon schon in meiner Jugend bestimmt, und zu der ich in einem reiferen Alter mich ohne fremde Beyhülfe allein tüchtig gemacht hatte, schnell vorwärts zu bringen.

Meine bittre Erfahrungen in Ansehung der Justiz hatten in meinem Herzen einen Keim von Unwillen gegen unsere thörichte bürgerliche Verfassungen zurückgelassen. Ich hatte gesehen, wie das wahre allgemeine Beste, die ächte Gerechtigkeit, einer seyn sollenden Ordnung, jede wahre gute Ordnung, einer Norm aufgeofert wird, welche jede wahre gute Ordnung zerstört, welche der Unterdrückung des Niedern und den Ungerechtigkeiten der Höhern, den heiligen Stempel des öffentlichen Ansehens leiht. Zwo Ursachen hatten damals diesen Keim gehindert, sich so zu entwickeln, wie es in der Folge geschah. Die

eine,

eine, weil die ganze Sache mich angieng, und der Eigennuz der nie etwas grosses und edles hervorbrachte, meinem Herzen jenes göttliche Feuer nicht mittheilen konnte, was blos die reine Liebe des Gerechten und Schönen in ihm zu entzünden vermag. Die andere Ursache war der Reiz der Freundschaft, die durch das Uebergewicht eines sanfteren Gefühls meinen Unwillen milderte und zurück hielt. Ich hatte in Venedig einen Biscajer, einen Freund meines Freundes Carrio, kennen gelernt, der die Freundschaft jedes edlen Mannes verdiente. Dieser liebenswürdige junge Mensch, vom Himmel mit Anlagen für jedes Talent und für jede Tugend begabt, hatte eine Reise durch Italien gemacht, um seinen Geschmack in den schönen Künsten zu bilden, und da er ausser diesen keine andere Nahrung für seine Wißbegierde kannte, so wollte er geraden Wegs in sein Vaterland zurückkehren. Ich sagte ihm, daß die Künste nur eine Erholung für einen Mann seyn sollten, der so wie er, zu Erlernung der Wissenschaften geschaffen seye, und schlug ihm, damit er auch für diese Geschmack gewinnen möchte, eine Reise und sechsmonatlichen Auffenthalt in Paris vor. Er folgte meinem Rathe. Ich fand ihn noch daselbst als ich ankam, sein Quartier war zu groß für ihn, er bot mir die Hälfte desselben an, und ich schlug seinen

An-

Antrag nicht aus. Er war gerade eifrigst mit den höhern Wissenschaften beschäftigt. Nichts war ihm zu hoch, er verschlang und verdaute alles mit einer unbegreiflichen Schnelligkeit. Wie sehr dankte er mir, daß ich seinem Geiste, den der Durst nach Kenntnussen, ohne daß er selbst wußte, peinigte, diese Nahrung verschaft hatte! welche Schäze von Kenntnussen und Tugenden fand ich in seiner grossen Seele! Ich fühlte, daß dieß der Freund seye, der mir mangelte: wir wurden bald vertraut. Unsere Temperamente waren verschieden, wir stritten uns immer. Beyde waren hartnäckig, und nie einerley Meynung. Und doch konnten wir uns nicht verlassen, und, im ewigen Widerspruche mit einander, hätten wir doch nie gewünscht, daß einer von uns anders wäre.

Ignatius Immanuel von Altuna war einer jener seltenen Menschen, welche Spanien allein, aber leider für seinen Ruhm zu selten hervor bringt. Er hatte keine jener heftigen Leidenschaften, die in seinem Vaterlande so gemein sind. Der Gedanke an Rache war so ferne von seinem Verstande, als die Begierde darnach von seinem Herzen. Er war zu stolz, um rachsüchtig zu seyn und ich hörte ihn oft mit dem kältesten Blute sagen, daß kein Sterblicher jemals seine Seele beleidigen könne. Er war zuvorkommend höflich

gegen das Frauenzimmer, ohne je zärtlich zu seyn. Er spielte mit ihnen, wie mit schönen Kindern. Er gefiel sich im Umgange mit den Geliebten seiner Freunde. Er selbst hatte nie eine, noch Begierde eine zu haben. Die Flammen der Tugend, die sein Herz verzehrten, erstickten die Glut der Sinnlichkeit.

Als er von seinen Reisen nach Hause kam, verheurathete er sich, starb jung und hinterließ Kinder. Ich bin so fest überzeugt, als ichs von meinem Daseyn bin, daß er in den Armen seiner Gattin zum erstenmale in seinem Leben die Wollust der Liebe kennen lernte, und nur bey ihr sie genoß. Aeusserlich war er andächtig wie ein Spanier, aber in seinem Herzen war er fromm wie ein Engel. Ausser mir ist er der einzige wahrhaftig Tolerante, den ich in meinem Leben gesehen habe. Nie erkundigte er sich bey irgend einem Menschen nach seinen Gesinnungen in der Religion. Sein Freund mochte ein Jud, ein Protestant, ein Türk, ein Pietist, oder ein Atheist seyn, das kümmerte ihn wenig, wenn er nur ein rechtschaffener Mann war. Er war hartnäckig, eigensinnig bey gleichgültigen Meynungen, so bald aber die Rede von der Religion, selbst nur von der Moral wurde, faßte er sich schnell, schwieg oder sagte bloß: **ich habe nur mich zu verant-**

wor-

worten. Es ist unglaublich, daß ein Mann mit einer solchen Erhabenheit der Seele noch den pünctlichsten Kleinigkeitsgeist sollte haben verbinden können. Schon zum Voraus bestimmte er jede Stunde, jede Viertelstunde und Minute seines Tages, und folgte dieser Eintheilung mit solcher Gewissenhaftigkeit, daß, hätte die Stunde geschlagen, während er einen Perioden las, er das Buch zugemacht haben würde, ohne seinen Perioden vollends auszulesen. In dieser Stunden-Eintheilung war die Zeit für jede Wissenschaft, für das Nachdenken, für die Unterhaltung, für den Gottesdienst, für die Philosophie, und den Rosenkranz, für Visiten, für die Musik und für die Mählerey bestimmt, und kein Vergnügen, keine Versuchung, keine Nachgiebigkeit konnte diese Ordnung stören; nur eine höhere Pflicht würde es gekonnt haben. Da er mir die Liste seiner Eintheilungen zeigte, damit ich mich darnach richten könnte, mußte ich Anfangs lachen, aber endlich preßte mir die Bewundrung Thränen aus. Er fiel niemanden beschwerlich, aber er duldete auch keinen Zwang. Er konnte die Leute anfahren, die durch übertriebene Höflichkeit ihm beschwerlich fielen. Er war hizig, ohne deßwegen jemanden etwas nachzutragen. Oft sah ich ihn zornig, aber nie erboßt. Seine Laune war die heiterste von der Welt, er verstand Scherz,

und scherzte selbst gern. Seine Scherze waren angenehm; er hatte die Gabe des Epigramms. Wann man ihn aufmunterte, so konnte er laut und ausgelassen werden, man hörte alsdann seine Stimme von ferne. Aber während er schrie, sah man ihn lächlen, und mitten in seiner Heftigkeit hatte er manchmal Einfälle, daß jedermann sich vor Lachen beynahe ausschütten mußte. Er hatte weder die Gesichtsfarbe noch das Phlegma eines Spaniers. Seine Haut war weis, seine Wangen hatten Farbe, seine Haare waren hell kastanienbraun. Er war groß und gut gebaut. Sein Körper war die würdige Wohnung seiner Seele.

Dieser theoretisch und practische Weise kannte die Menschen, und war mein Freund. Dieß ist meine ganze Antwort an alle, die es nicht sind. Wir verbanden uns so innig, daß wir uns vornahmen, unser Leben mit einander zuzubringen. Ich sollte in einigen Jahren nach Ascoytia gehen, um dort auf seinem Landgute mit ihm zu leben. Alle Theile dieses Projects wurden den Tag vor seiner Abreise in Ordnung gebracht. Es fehlte nichts, als das, was bey den best angelegten Planen nie von den Menschen abhängt. Die nachfolgende Begebenheiten, mein Unglück, seine Heurath, und endlich sein Tod trennten

mich

mich auf immer von ihm. Beynahe wird man verführt zu glauben, daß nur den Schurken die schwarze Anschläge gelingen; fast niemals glücken den Rechtschaffenen ihre unschuldige Projecte.

Da ich das Unangenehme der Abhängigkeit gefühlt hatte, so nahm ich mir fest vor, mich ihr nicht wieder auszusetzen. Der Zufall hatte mich, so schien es wenigstens, auf eine sehr ehrenvolle Laufbahn geführt; der Zufall hatte mich auch wieder von derselben verdrängt. Alle meine ehrsüchtige Projecte waren gescheitert; meine Erfahrungen waren kurz, aber sehr belehrend gewesen, und so entschloß ich mich, von niemanden mehr abzuhängen, und in dieser Unabhängigkeit meine Talente zu gebrauchen, deren Werth ich bisher zu bescheiden beurtheilt hatte, aber nach gerade zu fühlen anfieng. Ich nahm meine Oper wieder vor, die ich seit meiner Abreise nach Venedig liegen gelassen hatte, und um mich diesem Geschäfte mit mehrerer Musse widmen zu können, zog ich nach Altunas Abreise wieder in mein altes Quartier, in das Hotel St. Quentin, welches wegen seiner einsamen Lage und der Nähe bey Luxemburg mir zu meinen Arbeiten bequemer war, als die geräuschvolle Strasse zu St. Honore. Hier sollte ich endlich den einzigen ächten Trost finden,

den der Himmel mir in meinem Elende gönnte, und durch welchen allein mir dieses noch erträglich wird. Es ist hier nicht die Rede von einer vorübergehenden Bekanntschaft, deswegen werde ich in der Geschichte ihrer Entstehung etwas weitläufiger seyn müssen.

Wir hatten eine neue Kostfrau aus Orleans; sie hatte eine Näherin, ihre Landsmännin, ein Mädchen von 22 — 23. Jahren bey sich, die so wie unsere Wirthin an Einem Tische mit uns speißte. Dieses Mädchen hieß Therese Levasseur, und war von guter Familie. Ihr Vater war bey der Münze zu Orleans angestellt gewesen, und ihre Mutter war eine Kaufmännin. Sie hatten viele Kinder. Da die Münze zu Orleans eingieng, so sah sich ihr Vater ohne Brod, ihre Mutter kam durch einige Bankerute sehr zurück, schloß ihren Laden, und zog mit ihrem Manne nach Paris.

Die Tochter, welche Vater und Mutter durch ihre Handarbeit ernähren mußte, begleitete sie dorthin. Gleich das erstemal, als dieses Mädchen an unserer Tafel erschien, fiel mir ihr bescheidener Anstand, und mehr noch ihr lebhafter und sanfter Blick, der für mich nie seines gleichen hatte, auf. Unsere Tischgesellschaft bestand

ausser Herrn v. Bonnefond, aus mehreren Irrländischen und Gasconischen Abbes und andern Leuten ähnlichen Gelichters. Unsere Kostfrau mochte selbst noch gerne eins mitmachen, ungeachtet sie längst abgeblüht hatte; nur ich allein redete und betrug mich anständig. Man neckte die Kleine, ich vertheidigte sie; sogleich fielen alle über mich her. Hätte mir das gute Mädchen auch vorher nicht gefallen, so würde das Mitleiden und der Geist des Widerspruchs mir Geschmack für sie eingeflößt haben. Von jeher habe ich alle Unanständigkeiten und Zoten gehaßt, besonders wenn sie in Gegenwart des Frauenzimmers vorgebracht wurden. Ich erklärte mich öffentlich für ihren Verfechter. Sie war mir für meine Aufmerksamkeit verbunden, und ihre Blicke, belebt durch die Dankbarkeit, die sie nicht in Worten ausdrücken durfte, wurden dadurch nur noch lebhafter.

Sie war sehr schüchtern; ich war's auch. Man hätte glauben sollen, daß diese uns gemeinschaftliche Anlage jede nähere Verbindung unter uns erschweren würde, und doch näherten wir uns bald. Unsere Kostfrau bemerkte unser Verständniß, und wurde ganz wütend darüber, aber ihre Grobheiten wurden gerade ein Mittel, uns schneller, als vielleicht ausserdem geschehen

 wäre,

wäre, und enger an einander zu knüpfen. Da die Kleine im ganzen Hause ausser mir keine Stütze hatte, so sahe sie mich immer ungern weggehen, und war ich weg, so seufzte sie nach der Zurückkunft ihres Beschützers. Die Uebereinstimmung unserer Herzen und unserer Gesinnungen hatte bald die gewöhnliche Würkung. Sie glaubte in mir einen rechtschaffenen Mann gefunden zu haben, und betrog sich nicht. Ich glaubte in ihr ein gefühlvolles, schlichtes Mädchen ohne Coquetterie zu finden, und auch ich betrog mich nicht. Ich erklärte ihr zum Voraus, daß ich sie nie verlassen, aber nie sie heurathen würde. Die Liebe, die Achtung, und eine naive Aufrichtigkeit dieses guten Mädchens erleichterten meinen Sieg. Sie unterlag, nicht sowohl mir, als ihrem guten zärtlichen Herzen, in welchem kein Arges war. Ich war glücklich, ohne unternehmend gewesen zu seyn.

Nichts verschob mein Glück länger, als ihre Furcht, mich ärgerlich zu sehen, wenn ich das nicht bey ihr finden würde, was ich ihrer Meynung nach bey ihr suchen müßte. Ehe sie sich mir ganz ergab, war sie bestürzt und verlegen, wollte immer reden, und wagte doch nicht, sich zu erklären. Ich versuchte die Ursache ihrer sonderbaren Verlegenheit auszugrüblen, und blieb

endlich bey einer Vermuthung stehen, welche freylich für die Sitten des Mädchens nicht sehr ehrenvoll, aber, wie die Folge auswies, ganz falsch war. Ich glaubte nähmlich, sie wollte mich selbst vor einem nähern Umgange mit ihr warnen, und fürchtete würklich, mich in ihren Umarmungen zu vergiften. Aber selbst diese Furcht, die peinlichste, welche ich kenne, verbitterte nur mein Glück, und verzögerte es nicht. Da wir einander nicht verstanden, so gab dieß, wenn wir davon sprachen, Gelegenheit zu mehr als lächerlichen Mißverständnissen; wir waren eins dem andern ein Rätzel. Sie war nahe dabey, mich für einen Narren zu halten, und ich, nicht mehr zu wissen, was ich von ihr denken sollte. Endlich erklärten wir uns. Sie gestand mir mit Thränen, daß, da sie beynahe noch ein Kind gewesen wäre, ein schlauer Verführer ihre Unwissenheit benuzt, und ihr das geraubt hätte, dessen Mangel man unverheuratheten Mädchen niemals vergiebt. So bald ich dieß hörte, schrie ich laut auf: „Jungferschaft! „nichts weiter als das? Jungferschaft habe ich „wahrhaftig, in Paris, und bey einem Mäd„chen von 20. Jahren nicht gesucht! Liebe The„rese, ich bin glücklich genug, dich gesund, und „so, wie du bist, zu besitzen, und vermisse „gern das, was ich nicht suchte."

Anfangs hatte ich in ihrem Umgange nur einen Zeitvertreib gesucht, bald aber überzeugte ich mich, daß ich in ihr die Gefährtin meines Lebens gefunden hätte. Ein kurzer Umgang mit diesem vortreflichen Mädchen, ein wenig Nachdenken über meine Lage liessen mich bald fühlen, daß ich mein Glück gegründet hatte, während daß ich blos für mein Vergnügen zu sorgen glaubte. Mein Herz bedurfte an die Stelle des unterdrückten Ehrgeitzes einer anderen lebhaften Leidenschaft, die es ganz ausfüllen konnte. Kurz, ich mußte jemanden haben, der Mamma's Stelle einnahm, jemanden, der mit ihrem Zögling lebte, und bey dem ich jene Einfalt und jene Gelehrigkeit des Herzens fände, welche sie an mir gefunden hatte: die Reitze des häuslichen Lebens mußten mich für das glänzende Loos, auf das ich Verzicht gethan hatte, entschädigen. Wann ich ganz allein war, so war mein Herz leer, aber schon Einer war genug, es ganz auszufüllen. Das Schicksal hatte mir den geraubt, oder mich wenigstens von ihm entfernt, für welchen mein Herz und dessen Herz für mich gemacht war. Jezt war ich ganz allein, denn mit meinem Freunde hatte ich alles, und ohne ihn nichts; einen Mittelzustand kannte mein Herz nicht. In Theresen fand ich den Ersaz, den ich suchte, und wurde auch durch sie so glücklich, als ich es nach dem Laufe der Dinge seyn konnte.

Anfangs wollte ich ihren Geist bilden, aber meine Mühe war umsonst. Ihr Verstand blieb, wie ihn ihr die Natur gegeben hatte; er war für Ausbildung durchaus nicht empfänglich. Ich erröthe nicht, zu gestehen, daß sie nie richtig lesen konnte, ob sie gleich artig schreibt. Da ich noch in der neuen Strasse des Petits-Champs logirte, hatte ich im Hotel von Pontchartrain eine Sonnenuhr meinem Fenster gerade gegenüber, auf der ich mir einen Monat hindurch alle nur ersinnliche Mühe gab, sie die Stunden unterscheiden zu lehren. Kaum kennt sie sie würklich. Nie konnte sie ohne Anstoß die Monate des Jahrs in der Ordnung hersagen: sie kennt keine einzige Ziffer des anhaltendsten Unterrichts ungeachtet. Sie kan weder Geld zählen, noch kennt sie den Werth irgend einer Sache. Das Wort, das ihr zuerst in den Mund kommt, ist oft gerade das Gegentheil von dem, was sie hat sagen wollen. Ehemals hatte ich ein Dictionaire ihrer Ausdrücke zur Belustigung der Frau v. Luxemburg aufgesezt, und ihre quid pro quo wurden in dem Zirkel, in dem ich lebte, zur Mode. Aber der Rath dieser so eingeschränkten, oder wenn man will, so dummen Person, kam mir in verwickelten Fällen manchmal trefflich zu statten. Oft sah sie in der Schweiz, in Engelland, in Frankreich, in meinen mißlichsten

Lagen

Lagen weiter, als ich, gab mir die heilsamste Rathschläge, und zog mich aus Gefahren, in die ich mich blindlings zu stürzen im Begriffe war, und bey Damen vom ersten Range, bey den Grössesten des Staats, bey Prinzen erwarben ihre Gesinnungen, ihr schlichter Menschenverstand, ihre Antworten und ihre Aufführung ihr die allgemeine Achtung, und ich bekam wegen des Besizes einer Person von ihrem Werthe die aufrichtigste Complimente von allen Seiten.

Bey Personen, die man liebt, gewährt die Empfindung dem Verstande so viel Nahrung, als dem Herzen, und man hat nicht nöthig, sich anderwärts nach Stoff zum Denken umzusehen.

Ich lebte mit meiner Therese so vergnügt, als mit dem ersten Genie der Erde. Ihre Mutter, stolz auf die Erziehung, die sie ehmals bey der Marquisin von Monpipeau erhalten hatte, wollte den Schöngeist machen, und maßte sich der Herrschaft über ihre Tochter an, verdarb aber durch ihre Arglist die Einfalt unsers Umgangs. Um mich von dieser Last zu befreyen, überwand ich die falsche Schaam, welche bisher mich abgehalten hatte, mich öffentlich mit Theresen zu zeigen. Wir machten miteinander einsame Spatziergänge aufs Land, wo wir denn

kleine

kleine Goutees hielten, an welche ich mit Vergnügen zurück denke. Ich sahe, daß sie mich aufrichtig liebte, und dieß verdoppelte meine Zärtlichkeit. Diese sanfte innige Verbindung ersezte mir alles. Die Zukunft kümmerte mich nicht. Ich sah in ihr nur die verlängerte Gegenwart und hatte keinen Wunsch, als den, ihre Dauer zu sichern.

Diese Anhängigkeit an sie machte mir jede andere Zerstreuung überflüßig und unschmackhaft. Ich gieng nur aus, um zu Theresen zu gehen, ihre Wohnung ward beynahe die meinige. Dieses eingezogene Leben war dem Fortgange meiner Arbeit so günstig, daß ich in weniger als 3 Monaten mit meiner Oper, Text und Musik, ganz fertig war. Es war nur noch einiges von Begleitung und Ausfüllung zu machen. Dieser Handlangerarbeit war ich überdrüßig, ich schlug Philidor'n vor, es über sich zu nehmen, indem ich ihm einen Theil von meinem Gewinnste versprach. Er kam zweymal, machte im Act Ovid einige Ausfüllungen, konnte sich aber an diese Arbeit um eines entfernten und vielleicht ungewißen Profits willen nicht fesseln. Er kam also nicht wieder, und ich mußte den Ueberrest selbst machen.

Als

Als ich damit fertig war, so kam es darauf an, meine Oper anzubringen, und das war schwerer noch als sie zu machen *). Ohne Protection kan man in Paris nichts zu Stand bringen. Ich wandte mich deshalb an Herrn de la Popliniere, bey dem mich Gauffecourt nach meiner Zurückkunft von Genf eingeführt hatte. Herr de la Popliniere war Rameau's Mäcen und Madame seine unterthänige Schülerin. Von ihm hieng in diesem Hause alles ab. In der Hofnung, daß er die Arbeit eines seiner Schüler gerne unterstüzen würde, wollte ich ihm die meinige weisen. Er entschuldigte sich, daß er unmöglich Partituren lesen könnte, indem ihn dieß zu sehr ermüde. La Popliniere sagte hierauf, daß man sie ihn ja hören lassen könnte, und versprach mir, einige Musiker kommen zu lassen, um einige Stücke aufzuführen. Das war's, was ich wünschte. Rameau willigte endlich brummend ein, und wiederholte immer, daß es etwas Schönes um die Composition eines Menschen seyn müsse, der nur ein Dilettante seye, und die Musik für sich allein ohne Lehrmeister gelernt habe. Ich eilte, 5 oder 6 ausgewählte Stücke auf Stimmen zu sezen. Man

*) Hier ist im Original ein Wortspiel, mit dem Wort Opera, das nicht ins teutsche überzutragen ist.

Man gab mir ohngefähr 10 Ripienisten und die Sänger Alberti, Berard und Mademoiselle Bourbonnois; schon bey der Ouverture zeigte Rameau deutlich durch seine übertriebene Lobsprüche, daß er sie nicht für meine Arbeit hielte. Kein Stück wurde aufgeführt, bey dem er nicht seine Ungeduld merken ließ: aber bey einer Alt-Arie, von durchaus männlichem und schönem Gesange und glänzender Begleitung konnte er sich nicht länger halten. Er redete mit einer Unverschämtheit welche jedermann aufbrachte mich an, und behauptete, daß ein Theil dieser Arie von einem Meister und der andere von einem Stümper wäre, der nicht einmal die erste Anfangsgründe der Musik gefaßt hätte. Es ist auch wahr, meine Arbeit war ungleich und unregelmäßig, bald erhaben, bald sehr platt, wie die Arbeit eines jeden seyn muß, der sich nur durch einige auflodernde Flammen seines Genius erhebt, und der Unterstüzung genauer Kenntnusse entbehrt. Rameau behauptete mir ins Gesicht, ich wäre blos ein unwissender und geschmackloser Zusammenstopler von guten und schlechten Gedanken, wie der Zufall mir sie zuführte. Die übrige Gesellschaft und besonders der Herr des Hauses waren nicht Rameau's Meynung. Der Duc v. Richelieu, der damals oft zu Herrn de la Popliniere kam, hörte von meiner

Oper,

Oper reden, und wollte sie ganz hören, um sie, wann er damit zufrieden seyn würde, bey Hofe vorstellen zu lassen. Sie wurde auch mit vollem Orchester auf Kosten des Königs bey Herrn von Bonneval dem Intendanten der kleinern Ausgaben aufgeführt. Francoeur machte dabey den Capellmeister. Die Würkung war ausserordentlich: der Herzog konnte nicht aufhören, die Musik zu loben, und am Ende eines Chors im Act Tasso stand er auf, kam auf mich zu, drückte mir die Hand, und sagte: „Herr Rousseau! das ist eine hinreissende Harmonie, ich „habe nie etwas schöners gehört, ich werde ihre „Oper in Versailles aufführen lassen!“

Madame de la Popliniere war zugegen, sagte aber nicht ein Wort. Man hatte Rameau'n auch eingeladen, aber er kam nicht. Den andern Tag empfieng mich Madame de la Popliniere an ihrer Toilette sehr hart, suchte meine Oper herabzusezen, und sagte mir: der Herzog von Richelieu hätte sich zwar anfänglich durch den falschen Schimmer meiner Musik blenden lassen, aber er wäre von seiner zu vortheilhaften Meynung bereits zurückgekommen; sie riethe mir, nie daran zu denken, daß meine Oper würde aufgeführt werden. Der Herzog kam bald hernach selbst und sprach aus einem

ganz

ganz andern Tone mit mir, sagte mir vieles schmeichelhafte über meine Talente, und schien noch immer geneigt, meine Oper vor dem Könige geben zu lassen. „Nur ihr Act Tasso,“ sagte er, „kan bey Hofe nicht gegeben werden, sie müs„sen einen andern machen.“ Auf dieses einzige Wort hin schloß ich mich zu Hause ein, und in drey Wochen hatte ich statt des Tasso einen andern Act fertig. Das Sujet war Hesiod von einer Muse begeistert. Ich wußte in diesen neuen Act einen Theil der Geschichte meiner Talente und der Eifersucht, womit Rameau sie beehrte, zu verweben. Das Erhabene in demselben war weniger riesenmäßig und besser unterhalten als im Tasso, auch die Musik war edel, und um vieles besser, und wenn die zween übrige Acte diesem gleich gekommen wären, so würde die ganze Oper gewiß jede Vorstellung zu ihrem Vortheile ausgehalten haben; aber während ich sie ins Reine sezen wollte, unterbrach ein neues Unternehmen die Vollendung des ersten.

Während des Winters nach der Bataille von Fontenoi gab man viele Feten zu Versailles, unter andern mehrere Opern auf dem Theater des kleinen Marstalls. Unter dieser Anzahl war das Drama von Voltaire: „die Prinzessin „von Navarra,“ welches von Rameau in

Musik gesezt war, und nun unter dem Namen: Ramirens Feten, ganz umgeformt gegeben werden sollte. Zu diesem Behufe mußten hauptsächlich die Divertissements Poesie sowohl als Musik verändert werden.

Nun war die Frage, jemanden zu finden, der diesem doppelten Geschäfte gewachsen wäre. Voltaire war damals in Lothringen. Er und Rameau waren beyde mit der Oper: „der „Tempel des Ruhms" beschäftiget, und konnten sich also mit jener nicht abgeben. Herr von Richelieu dachte an mich und ließ mir vorschlagen, ob ich die Sache nicht über mich nehmen wolle, und damit ich besser untersuchen könnte, was daran zu ändern wäre, schickte er mir Text und Musik, jedes besonders. Vor allen Dingen wollte ich ohne Genehmigung des Verfassers keine Sylbe an dem Texte ändern, und schrieb ihm deßhalb einen sehr höflichen, sogar, wie es auch billig war, sehr respectvollen Brief. Hier ist seine Antwort:

d. 15 Decembr. 1745.

Mein Herr!

„Sie verbinden zwey Talente, die bis daher „immer getrennt waren, und schon dieß fordert „mich auf Sie hoch zu schäzen und zu lieben. „Es thut mir für Sie leid, daß Sie diese beyde „Ta-

„ Talente einer Arbeit widmen wollen, die Ihrer
„ nicht sehr würdig ist. Vor einigen Monaten
„ befahl mir der Herr Herzog v. Richelieu,
„ in der Geschwindigkeit eine kleine Skizze von
„ einigen Szenen zu machen, damit man solche
„ an Divertissements anpassen könnte, welche nicht
„ verdienen Ihnen Mühe zu machen, und wovon
„ kein Theil zum andern paßt. Ich gehorchte
„ mit der grössesten Genauigkeit, ich arbeitete sehr
„ schnell und sehr schlecht. Was ich zur Welt
„ brachte, war unzusammenhängendes unschmack-
„ haftes Zeug. Ich schickte dieß erbärmliche Ge-
„ schmier dem Herrn Herzog v. Richelieu in
„ der sichern Ueberzeugung, daß er sich dessen
„ nicht bedienen oder mir es wenigstens zum Aus-
„ feilen zurückschicken würde. Glücklicher Weise
„ ist es in Ihren Händen, machen Sie damit,
„ was Sie wollen. Ich habe die ganze Sache
„ liegen lassen. Ich zweifle nicht, daß Sie alle
„ Fehler, die nothwendig bey einer so schnellen
„ Ausarbeitung einer blosen Skizze unterlaufen
„ mußten, verbessert; daß Sie allen Mängeln
„ abgeholfen haben werden. Ich erinnere mich,
„ daß unter andern groben Schnizern es in den
„ Scenen, welche die Divertissements verbinden,
„ nicht entwickelt ist, wie die Prinzeßin Grena-
„ dine auf Einmal aus Ihrem Gefängnusse in
„ einen Garten oder in einen Pallast kommt.

„Da die Feten von keinem Zauberer, sondern
„von einem spanischen Cavalier gegeben werden,
„so glaube ich, daß nichts durch Zauberey ge-
„schehen darf. Seyn Sie so gütig, mein Herr,
„und sehen Sie diese Stelle nach, deren ich
„mich nicht mehr genau erinnere."

„Untersuchen Sie doch ob es thunlich ist,
„daß Sie ihr Gefängnuß öffnen, und unsere
„Prinzeßin aus demselben in einen schönen, ver-
„goldeten, glänzenden, zu ihrem Empfange be-
„reiteten, Pallast bringen. Ich fühle selbst, daß
„dieß lauter Armseligkeiten sind, und wie sehr
„es unter der Würde eines denkenden Wesens
„ist, sich eine ernstliche Angelegenheit aus sol-
„chen Unwichtigkeiten zu machen; aber man will
„nun einmal so wenig als möglich mißfallen,
„und so muß man denn so viel Vernunft als
„möglich, selbst in das unbedeutendste Divertis-
„sement einer Oper zu bringen suchen."

„Ich überlasse dieß gänzlich Ihnen und Hrn.
„Ballot, und hoffe nächstens die Ehre zu ha-
„ben, Ihnen meinen Dank zu bezeugen, und
„Sie zu versichern, mit welcher Achtung ich
„bin, Mein Herr ꝛc."

Man darf sich über den höflichen Ton dieses
Briefs, in Vergleichung mit den andern, die er

mir nach der Zeit schrieb, und in welcher weniger Achtung gegen mich sichtbar ist, nicht wundern. Er glaubte mich bey Herrn v. Richelieu ganz besonders in Gnaden, und als gewandter Höfling mußte er nothwendig gegen einen Menschen, den er nicht kannte, so lange besondere Rücksichten gebrauchen, bis er mit der Art seines Credits besser bekannt war.

Die Einwilligung Voltaire's hatte ich; Rameau's seine suchte ich nicht, weil ich einem Menschen, der mir nur zu schaden suchte, keine Rücksicht schuldig zu seyn glaubte. Ich machte mich sogleich an meine Arbeit, und in 2 Monaten war ich damit fertig. Im Texte durfte ich nur wenige Veränderungen machen. Ich bemühte mich blos, die Verschiedenheit des Styls zu verdecken und ich war eitel genug zu glauben, daß es mir geglückt seye. Die Musik hielt mich länger auf und machte mir mehr Mühe; denn ausserdem, daß ich mehrere kleine Anfangs-Stücke, und unter andern die ganze Ouverture machen mußte, so hatte ich in der Composition des ganzen Recitativs, welche eigentlich mein Geschäft war, tausend Schwierigkeiten zu überwinden. Ich war gezwungen, Symphonien und Chöre aus den entferntesten Tonarten auf einander folgen zu lassen und konnte sie nur durch ein paar

Verse und durch die schnellste Modulationen verbinden. Dieß thai ich, um jedem Vorwurfe auszuweichen, den Rameau mir hätte machen können, daß ich seine Arien entstellt hätte; deßwegen hatte ich mir's zum unverlezlichen Gesetze gemacht, keine derselben zu verändern, oder in andere Tonarten zu übersetzen. Mein Recitativ glückte mir vollkommen. Es war gut declamirt, voll Kraft, und besonders voll Melodie. Der Gedanke an die zween grosse Männer, neben welche man mich gestellt hatte, hatte meinen Geist erhoben, und ich kan sagen, daß ich in dieser undankbaren und ruhmlosen Arbeit, von der das Publikum nicht einmal unterrichtet werden konnte, fast nie hinter meinen Originalen zurückeblieb.

Das Stück wurde hierauf so, wie ich es umgearbeitet hatte, auf dem grossen Theater probirt. Von drey Autoren war nur ich allein da. Voltaire war abwesend, und Rameau kam nicht, oder hielt sich verborgen. Die Worte des ersten Monologs waren sehr traurig; er fieng so an:

„O mort! viens terminer les malheurs de „ma vie. Komm o Tod, und ende meine „Quaalen."

Ich hatte die Musik den Worten anpassen müssen, aber Madame de la Popliniere fand hieran vieles zu tadlen, und beschuldigte mich mit vieler

vieler Bitterkeit, daß ich eine Leichenmusik gemacht hätte. Herr v. Richelieu unterrichtete sich weislich vorhero, von wem die Verse des Monologs seyen? Ich legte ihm das Manuscript, das man mir geschickt hatte, vor, woraus erhellete, daß sie von Voltaire waren: „Wenn das „ist, sagte er, so hat Voltaire allein Unrecht.“ Während der Probe tadelte Madame la Popliniere, und Herr v. Richelieu lobte alles, was von mir war. Aber ich hatte eine zu grosse Parthie gegen mich, und es wurde mir angedeutet, daß manches an meiner Arbeit zu ändern seye, worüber ich mich des Raths des Herrn Rameau bedienen sollte. Diese Entscheidung ward mir statt der Lobeserhebungen, die ich erwartete, und die ich gewiß auch verdiente. Man kan denken, daß sie mich schmerzlich niederbeugte; ich kam mit blutendem Herzen nach Hause. Erschöpft von der vorhergegangenen Anstrengung, gefoltert von meinem Unmuthe fiel ich sogleich in eine Krankheit, und war sechs Wochen lang nicht im Stande, aus dem Hause zu gehen.

Rameau bekam den Auftrag, die Veränderungen vorzunehmen, welche Madame la Popliniere angegeben hatte. Er ließ die Ouverture meiner grossen Oper von mir begehren, um sie an die Stelle der neugemachten zu setzen.

 Glück-

Glücklicher Weise merkte ich die Falle, und gab sie nicht. Da das Stück in fünf oder sechs Tagen vorgestellt werden sollte, so hatte er nicht mehr Zeit, eine eigene zu machen, und mußte die meinige lassen. Sie war im Italiänischen Style gesezt, der damals in Frankreich ganz neu war. Unterdessen gefiel sie doch, und Herr v. Valmalette, Haushofmeister des Königs und Schwiegersohn meines Verwandten und Freundes Herrn Musard, versicherte mich, daß meine Musik den Beyfall der Kenner erhalten hätte; das Publikum hätte keinen Unterschied zwischen meiner und Rameau's Arbeit bemerkt. Aber dieser, in Verbindung mit Frau de la Popliniere, nahm seine Maasregeln so, daß das Publikum nicht einmal erfuhr, daß ich Antheil daran hatte. Auf den Büchern, die man gewöhnlich den Zuschauern austheilt, auf welchen gewöhnlich immer die Autoren genannt werden, wurde dießmal blos „Voltaire" genannt, und Rameau wollte seinen Namen lieber gar nicht, als neben dem meinigen, bekannt gemacht sehen.

So bald ich ausgehen konnte, wollte ich dem Duc v. Richelieu aufwarten, aber es war nicht mehr Zeit. Er war so eben nach Dünkirchen abgereißt, wo er das Commando der Flotte übernahm, welche zur Landung

in Schottland bestimmt war. Bey seiner Zurückkunft entschuldigte ich meine Faulheit gegen mich selbst damit, daß es jezt ohnehin zu spät wäre. Da ich ihn nach der Zeit nicht wieder sahe, so verlohr ich dadurch die Ehre, die meine Arbeit verdiente, und das Ehrengehalt *), was sie mir hätte einbringen sollen. Nun war mein Aufwand von Zeit, von Mühe, vergeblich gewesen. Vergebens hatte ich Verdruß gehabt, vergebens war eine schwere Krankheit die Folge dieses Verdrusses gewesen. Das Geld, was meine Krankheit mich kostete, war verlohren. Ich erhielt für alles dieses keinen Heller Entschädigung, geschweige dann etwas, was man hätte Belohnung nennen können. Inzwischen glaube ich immer, daß Herr von Richelieu mir gewogen war, und eine gute Meynung von meinen Talenten hatte. Aber sein guter Wille blieb unwirksam, weil mein Unglück und Fr. de la Popliniere es wollten.

Ich

*) Ich fand kein passenders Wort für Honoraire, welches zugleich die genetische Bedeutung des französischen Ausdrucks hätte, weil ich doch das subtile Wortspiel des Originals mit Honneur und Honoraire nicht verlohren gehen lassen wollte.

d. Uebers.

Ich konnte lange Zeit mir den Widerwillen dieser Frau gegen mich nicht erklären, da ich mir doch so viele Mühe gegeben hatte, ihr zu gefallen, und ihr ziemlich regelmässig den Hof machte. Gauffecourt öffnete mir die Augen: „Erstlich, sagte er, ist sie Rameaus „Freund. Sie müssen bemerkt haben, daß sie „keine Gelegenheit vorbeyläßt, wo sie etwas zu „seinem Lobe sagen kan, und Rameau selbst „kan keinen Nebenbuhler dulden. Das ist eins! „Zweytens begehen sie die Todsünde, ein Genfer zu seyn. Ein Umstand, welcher allein schon „Sie der ewigen Verdammnuß würdig macht, „und jede Hofnung zu Vergebung Ihnen rauben muß.“ Den Grund dieses seltsamen Hasses gegen meine Landsleute erklärte er mir folgender massen: der Abbe Hubert, auch ein Genfer, hätte den Herrn de la Popliniere als Freund gewarnet, als er im Begriffe gewesen wäre, Madame zu heurathen. Madame hätte ihm diese Beleidigung nie vergeben können, hätte ihm und allen Genfern ewige Rache geschworen, und liesse nun die ganze Nation für das Verbrechen des Einzelnen büssen. „Obgleich la „Popliniere, sezte er hinzu, gegen Sie, wie „ich gewiß weiß, freundschaftlich gesinnt ist, so „zählen Sie doch nicht auf seine Unterstützung! „Er ist verliebt in seine Frau; sie haßt Sie,

„sie

„sie ist boßhaft, sie ist fein, Sie werden nie „Ihr Glück in diesem Hause machen.“ Ich ließ mir dieß gesagt seyn.

Der nähmliche Gauffecourt erwies mir um die nähmliche Zeit einen andern sehr wichtigen Dienst. Ich hatte so eben meinen rechtschaffenen Vater ungefähr in seinem 60sten Jahre verlohren. Ich fühlte diesen Verlust weniger, als ich ihn gewis gefühlt haben würde, hätte mich meine eigene verwickelte Lage nicht so sehr beschäftiget. Ich hatte bey seinen Lebszeiten den Rest von dem Vermögen meiner Mutter, wovon er ein kleines Interesse zog, nicht zurückfordern mögen. Nach seinem Tode machte ich mir kein Gewissen mehr, es zu thun. Da ich aber von dem Tode meines Bruders keine rechtsgültige Beweise hatte, so versprach mir Gauffecourt, diese Schwürigkeit zu heben, und hob sie auch in der That mit Hülfe des Advocaten de Lolme. Da mir diese kleine Hülfe sehr nöthig, und der Ausgang zweifelhaft war, so erwartete ich die entscheidende Antwort mit der lebhaftesten Ungedult.

Eines Abends fand ich bey meiner Nachhausekunft einen Brief, der diese Nachricht enthalten sollte, vor, und wollte ihn so eben mit zitternder Ungedult, der ich mich innerlich schämte,

öffnen.

öffnen. „Wie, unterbrach ich mich selbst verächtlich, Jean Jacques, willst du dich so „sehr vom Eigennuz und Neugierde überwältigen lassen?“ Auf der Stelle legte ich den Brief wieder auf das Camin hin, ich kleidete mich aus, legte mich ruhig nieder, schlief besser, länger als gewöhnlich, und stand den andern Tag wieder auf, ohne an meinen Brief zu denken. Während ich mich ankleidete, sahe ich ihn liegen, öffnete ihn gedultig ohne Hast, und fand einen Wechsel darinnen. Das war nun viel Vergnügen auf einmal; aber ich kann betheuren, daß der Gedanke, mich selbst besiegt zu haben, mir das lebhafteste gewährte.

Ich könnte zwanzig ähnliche Züge aus meinem Leben erzählen, aber ich muß mich kurz fassen, um alles sagen zu können. Einen kleinen Theil dieses Gelds schickte ich der armen Mamma; meine Thränen flossen bey dem Andenken jener glücklichen Zeit, da ich alles zu ihren Füssen hingelegt hätte. Alle ihre Briefe zeigten mir ihre Dürftigkeit. Sie schickte mir ganze Hauffen von Rezepten und Geheimnussen, die mein und ihr Glück machen sollten. Schon engte das Gefühl ihres Elends ihr das Herz, und stumpfte ihren Verstand. Das Wenige, was ich ihr schickte, wurde die Beute der Spizbuben, die

sie

sie umgaben: Ihr kam nichts zu gute. Ich wurde es endlich überdrüssig, meine Nothdurft mit diesen Elenden zu theilen, besonders, nachdem ich einmal, wie ich weiter unten erzählen werde, einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, sie ihnen zu entreissen. Die Zeit schwand dahin, und mit ihr mein Geld. Wir waren unserer zwey, ja viere, oder besser zu sagen, wir waren unserer sieben oder achte. Denn obgleich Therese die Gabe einer seltenen Uneigennützigkeit hatte, so war ihre Mutter nicht wie sie. So bald sie durch mich etwas aufgekommen war, ließ sie ihre ganze Familie kommen, um sie daran Theil nehmen zu lassen. Schwestern, Söhne, Töchter, Enkelinnen, alles kam, ausser ihrer ältesten Tochter, die in Angers an den dortigen Directeur der Carossen verheurathet war. Alles, was ich für Theresen that, wurde von ihrer Mutter diesen Hungerleidern zugewendet. Da ich es mit keiner eigennützigen Person zu thun, und für sie keine blinde Leidenschaft hatte, so begieng ich auch, von ihr veranlaßt, keine Thorheiten. Zufrieden, Theresen artig, aber ohne Pracht halten, und sie für Mangel schützen zu können, sahe ich es gerne, wenn sie alles, was sie durch ihre Arbeit gewann, ihrer Mutter zukommen ließ, für welche ich überdieß noch alles that, was mir möglich war; aber

mein

mein Schicksal mußte mich auch hier verfolgen. Mama wurde von den Beutelschneidern welche sie umringten, ausgezogen, und Theresen gieng es mit ihrer Familie nicht besser. Ich konnte für keine von beyden nichts thun, was derjenigen, für die ich es bestimmt hatte, allein zu gut gekommen wäre. Es war sonderbar, daß die jüngste Tochter der Frau le Vasseur, die einzige, die nicht ausgesteuert worden war, die seither Vatter und Mutter erhalten hatte, und lange Zeit von ihren Brüdern, ihren Schwestern, ja selbst ihren Nichten geschlagen worden war, jezt von ihnen beraubt wurde, und sich ihrer Diebstähle so wenig erwehren konnte, wie ihrer Schläge. Eine einzige ihrer Nichten, Namens Goton le Duc, war ziemlich liebenswürdig und von einem sanften Charakter, obgleich das Beyspiel und der Unterricht der andern bereits in ihrem Herzen Wurzel gefaßt zu haben schienen. Da ich sie oft bey Theresen antraf, so gab ich ihnen die Namen, die sie sich gaben: ich nannte die Niece meine Niece und die Tante meine Tante. Beide nannten mich ihren Oncle, daher der Name Tante, wie ich immer Theresen nannte, und den ihr meine Freunde im Scherze beybehielten. Man sieht, daß ich keinen Augenblick zu verlieren hatte, mich aus dieser verdrüßlichen Lage zu ziehen. Da ich vermuthen mußte, daß Herr

von

von Richelieu mich vergessen habe, und von Hofe aus nichts mehr erwartete, so machte ich einige Versuche, meine Oper in Paris anzubringen. Man legte mir Hindernisse in den Weg, welche ich zu übersteigen suchte; aber dieß kostete Zeit, und doch stieg meine Noth täglich höher. Ich hatte den Einfall, meine kleine Comödie Narciß dem italiänischen Theater vorzulegen. Man nahm sie an, und ich bekam ein beständiges Freybillet, was mir viel Vergnügen machte; aber dieß war auch alles. Ich konnte sie nie vermögen, mein Stück aufzuführen, und überdrüßig, Comödianten den Hof zu machen, ließ ich sie stehen. Ich ergrief endlich das lezte Mittel, was mir übrig blieb; und das einzige, das ich zuerst hätte ergreiffen sollen. Da ich häufig in das Hauß des Herrn de la Pöpliniere kam, hatte ich mich von D . . . n's entfernt; diese beyde Damen waren zwar verwandt, standen aber nicht gut mit einander, und sahen sich nie. Es war keine Gemeinschaft zwischen beyden Häusern, und Thieriot allein kam zu beyden. Er sollte mich bey Herrn D . . . n wieder aufführen. Herr v. F . . . l beschäftigte sich damals mit der Naturgeschichte und der Chemie, und sammelte sich ein Cabinet; ich glaube, es war sein Plan in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen zu werden. Um diesen Zweck zu

er-

erreichen, wollte er ein Buch schreiben und glaubte, daß ich ihm dabey von einigem Nuzen seyn könnte. Madame D . . . n wollte gleichfalls ein Buch schreiben und rechnete, wie Herr von F . . . l, auf meine Beyhülfe. Sie hätten mich gerne gemeinschaftlich zu einer Art von Sekretär gehabt, und deßwegen hatte Thierot mich einladen müssen.

Ich forderte vorläufig, daß Herr v. F . . . l in Verbindung mit Jelyote seinen Credit anwenden sollte, daß meine Oper zur Probe zugelassen würde, er versprachs. Meine galante Musen wurden mehrere male, zuerst im Magazin und dann auf dem grossen Theater, probirt. Bey der grossen Probe waren viele Zuschauer zugegen, und mehrere Parthien hatten allgemeinen Beyfall. Indessen fühlte ich während der Aufführung, welche Rebel ungeschickt genug leitete, selbst, daß sie fallen müßte, und ohne merkliche Verbesserungen nicht gegeben werden könnte. Ich nahm sie also in der Stille zurück, ohne mich einer Rückgabe auszusezen; aber ich sahe aus einigen Anzeigen deutlich, daß sie, wäre sie auch vollkommen gewesen, sich nie gehoben haben würde. Herr v. F . . . l hatte mir versprochen, daß sie probirt, nicht aber daß sie angenommen werden sollte, und er hielte pünct-

pünctlich Wort. Bey dieser und bey mehreren andern Angelegenheiten, glaubte ich immer zu bemerken, daß es weder ihm noch Madame D . . . n lieb seyn würde, wenn ich einen gewissen Nahmen in der Welt bekäme. Wahrscheinlich fürchteten sie, man möchte durch ihre Bücher auf den Gedanken kommen, sie hätten ihre Talente auf die meinige gepropft. Madame D . . . n würde übrigens dieser Vorwurf nicht treffen. Sie hielt mich für einen mittelmäßigen Kopf und in dieser Hinsicht bediente sie sich meiner nur zum Niederschreiben dessen, was sie mir in die Feder sagte, oder zum Nachschlagen.

Dieser lezte unglückliche Ausgang benahm mir vollends allen Muth, ich that auf alle ehrsüchtige Plane, die mich empor bringen sollten, Verzicht, und ohne je wieder an meine wahre oder falsche Talente, die so wenig Glück machten, zu denken, widmete ich meine Zeit und meine Mühe einzig der Sorge, mir und meiner Therese so viel Unterstüzung zu verschaffen, als denen, die meinen Unterhalt über sich nahmen, gefallen würde. Ich hielt mich also ganz an Madame D . . . n und an Herrn F . . . l. Freylich versezte mich diese Verbindung eben nicht in den grösten Ueberfluß; denn 8 oder 900 Franken jährlich, (so viel hatte ich in den zwey ersten Jahren)

reichten kaum hin, die dringendste Bedürfnisse zu befriedigen. Man wollte mich in der Nähe haben, ich mußte daher in einem sehr theuren Viertel der Stadt ein meublirtes Zimmer für mich miethen, und den Miethzins für ein anderes Logis am äussersten Ende von Paris ganz oben in der Strasse St. Jacques bezahlen. Eben dorthin gieng ich, das Wetter mochte auch seyn wie es wollte, fast alle Abende zum Essen. Bald war ich an meine neue Beschäftigung völlig gewöhnt, und fand sogar Geschmack daran. Ich legte mich auf die Chymie, und studierte sie mit Herr F . . . l bey Herrn Rouelle; wir verschmierten zusammen manches Papier mit Abhandlungen über diese Wissenschaft, von welcher wir kaum die erste Anfangsgründe kannten. Den Herbst 1745. brachten wir in Touraine, auf dem königlichen Lustschlosse Chenonceaux an der Cher, das Heinrich der Zweyte für Diane von Poitiers, deren Wappen noch hier zu sehen ist, baute, und das jezt der Generalpächter, Herr D . . . n besizt, zu. Wir genossen an diesem schönen Orte vieles Vergnügen, besonders waren unsere Mahlzeiten vortreflich; ich wurde fett wie ein Mönch. Wir machten oft Musik. Ich sezte mehrere Trio's für den Gesang, die ziemlich harmonisch waren, und von denen ich vielleicht in einem Nachtrage wiederum sprechen

werde,

werde, wenn ich je einen mache. Wir spielten auch Comödie, ich machte in 14 Tagen eine von 3 Acten unter dem Titel: „die leichtsinige „Verbindung“ die man unter meinen Papieren finden wird. Ihr einziges Verdienst ist viele comische Laune. Ich verfertigte hier noch einige andere kleine Werke, unter andern ein Gedicht: die Allee Sylviens, nach dem Namen einer Allee des Parks, die an die Cher stieß; und bey all diesen Beschäftigungen vernachläßigte ich meine chymische Arbeiten, und meine Geschäfte bey Madame D . . . n nicht.

Während daß ich zu Chenonceaux dick wurde, war meine arme Therese in Paris auf eine andere Art auch dicke geworden, und bey meiner Zurückkunst fand ich meine Arbeit besser gediehen, als ich vermuthet hatte. Ich würde hierüber in die äusserste Verlegenheit gekommen seyn, hätten nicht einige Tischcameraden mir das einzige Mittel an die Hand gegeben, mich daraus zu ziehen. Ich kan diese wichtige Erzählung nicht einfach genug machen, denn, wollte ich weitschweifig seyn, so müßte ich mich entweder entschuldigen oder mir selbst zu viel aufbürden, und weder das eine noch das andere darf ich hier thun.

Während Altuna's Aufenthalt zu Paris, assen wir beede nicht bey einem Traiteur, sondern in unserer Nachbarschaft, der Winkelstrasse beym Opernhause gegen über, bey Madame la Selle, eines Schneiders Frau. Unsere Kost war freylich nicht vorzüglich, aber wegen der guten und sichern Gesellschaft, die man immer da antraf, sehr gesucht; denn man nahm keinen Unbekannten auf, und jeder mußte von einem der gewöhnlichen Tischgäste eingeführt werden. Der Commandeur von G . . . . e, ein alter Wüstling von vieler Lebensart und Verstand, der jedoch Zoten liebte, logirte hier und zog eine Menge lockerer junger Offiziere von der Garde und den Mousquetaires, vom ersten Adel aber ziemlich freyen Sitten, hin. Der Commandeur v. M . . . t, der Ritter aller Theatermädchen, brachte täglich alle scandalöse Neuigkeiten mit. Die Herrn Du Plessis, ein guter und weiser Greis, der ehmals Obristlieutenant gewesen und quittirt hatte, und Ancelet *) Officier bey den Mousquetaires er-

---

*) Diesem Herrn Ancelet gab ich eine kleine Comödie von mir, „die Kriegsgefangenen," die ich nach der unglücklichen Campagne der Franzosen in Baiern und Böhmen gemacht hatte, und die ich niemals zu zeigen noch anzuerkennen wagte, und dieß aus dem sonderbaren Grunde, weil vielleicht

erhielten noch einige Ordnung unter diesen jungen Leuten. Es waren auch Kaufleute, Financiers, Liefranten in dieser Gesellschaft, sie mußten aber von artigen Sitten und jeder in seinem Fache angesehen seyn. So speißten hier die HHerrn von Besse, v. Forcade, und andere, deren Namen ich vergessen habe. Kurz, es waren artige Leute von allen Ständen da, Abbes und Magistratspersonen ausgenommen, deren ich nie welche hier sahe. Man war unter sich einig geworden, keinen derselben aufzuführen. Diese ziemlich zahlreiche Tischgesellschaft war sehr heiter, ohne lermend zu seyn, und man durfte wohl Zweydeutigkeiten, nur keine Zoten vorbringen. Der alte Commandeur, so manche schmuzige Erzählung er auch

leicht der König und Frankreich und die Franzosen nie besser und mit vollerem Herzen als in dieser Comödie gelobt worden sind, und ich, als erklärter Republikaner und Patriot, nicht als Lobredner einer Nation auftretten wollte, deren Grundsäze den meinigen so sehr entgegen waren. Tiefer, als die Franzosen selbst, von Frankreichs Unglück gerührt, fürchtete ich, man möchte mir das als Schmeicheley und Niederträchtigkeit anrechnen, was nur Beweiß der aufrichtigsten Anhängigkeit war, deren Entstehung und Ursache ich in meinem ersten Theile erzählt habe, und die öffentlich zu zeigen ich mich schämte.

auch vorbrachte, verlohr doch nie den Ton der Lebensart, der zu seiner Zeit bey Hofe Mode war, und nie brachte er eine ärgerliche Geschichte vor, die nicht wegen der Art des Vortrags selbst vom Frauenzimmer hätte verziehen werden können. Er gab den Ton bey Tisch an: alle diese junge Herrn erzählten ihre verliebte Histörchen mit eben so viel Freyheit als Anmuth, und Erzählungen von Mädchen konnten um so weniger fehlen, da wir ein Magazin derselben vor der Thüre hatten. Die Allee, durch die man zu Madame la Selle gieng, stieß an die Boutique der Duchapt, einer berühmten Modehändlerin, die sehr schöne Mädchen hatte, mit denen sich unsere Herrn entweder vor oder nach Tische unterhielten. Ich würde mir so gut wie die andern die Zeit hier vertrieben haben, wenn ich weniger furchtsam gewesen wäre. Ich hätte nur mit ihnen hingehen dörfen, aber ich wagte es niemals. Nach Altuna's Abreise speißte ich noch oft bey Madame la Selle; ich lernte hier eine Menge sehr unterhaltender Anekdoten und gewöhnte mich nach und nach, zwar dem Himmel sey es Dank, nicht an die Sitten, aber an den Ton, der hier herrschte. Rechtschaffene Leute, die übel standen, betrogene Männer, verführte Weiber, heimliche Niederkunften, waren hier die gewöhnlichste Texte unserer Tischgespräche, und wer das Findelhauß am besten

bevöl-

bevölkerte, durfte sicher auf den lautesten Beyfall rechnen. Die Bequemlichkeit dieser leztern Anstalt leuchtete mir ein. Ich bildete allgemach meine Denkart nach der, die ich bey so liebenswürdigen und im Grunde rechtschaffenen Leuten herrschen sahe. „Da dieß Landesgebrauch ist," sagte ich bey mir selbst, „so kan ja jeder, der hier lebt, „ihm folgen; dieß ist ja gerade ein Mittel, wie „ich eins brauche." Ganz wohlgemuth beschloß ich, mich desselben zu bedienen, und hatte nicht den geringsten Scrupel dabey; aber Therese war gewissenhafter und ich hatte alle Mühe von der Welt, ihr dieses einzige Mittel zu Rettung ihrer Ehre einzureden. Endlich kam mir die Mutter zu Hülfe. Sie fürchtete einen Kostgänger zu bekommen, diese Rücksicht verstärkte ihre Ueberredungskraft und so giengs durch. Wir wählten eine kluge und sichere Hebamme, Nahmens Madem. Gouin, am äussersten Ende von St. Eustache wohnte, und beschlossen ihr dieses Pfand anzuvertrauen. Als die Zeit der Niederkunft sich näherte, wurde Therese von ihrer Mutter zu der Gouin geführt, um dort ihre Niederkunft zu halten. Ich besuchte sie hier einige mal, und brachte ihr einen verzogenen Namen, den ich auf zwoen Karten doppelt gemacht hatte; die eine wurde in das Kindszeug gewickelt, und so würde mein Kind durch die Hebamme im Findelhause nach der gewöhlichen

Art abgegeben. Im folgenden Jahre fand sich wieder die nähmliche Verlegenheit, und wurde das nähmliche Auskunftsmittel ergriffen, ausser daß dießmal der verzogene Nahme vergessen wurde. Heuer wie vor'm Jahre bey mir der nähmliche Leichtsinn: bey der Mutter des armen Geschöpfs die nähmliche Misbilligung. Auch dießmal gehorchte sie seufzend. Man wird in dem Verfolge nach und nach die Veränderungen erfahren, welche diese unglückliche Aufführung in meiner Denkungsart, so wie in meinem Schicksale, hervorgebracht hat. Bleiben wir jezt blos bey dieser ersten Epoche stehen! ihre so grausame als unvorhergesehene Folgen werden mich nur zu bald zwingen, darauf zurück zu kommen.

Ich will hier die Epoche meiner ersten Bekanntschaft mit Madame D . . . y, deren Name noch oft in dieser Schrift vorkommen wird, erzählen. Sie hieß als Mademoiselle v. C . . . s, und hatte so eben den Herrn v. D . . . y, den Sohn des General-Pächters v. L . . . e von B . . . e geheurathet. Ihr Mann liebte die Musik, wie Herr v. F . . . l, sie liebte sie auch, und die Leidenschaft für diese Kunst brachte diese drey Personen in die engste Verbindung. Herr v. F . . . l führte mich bey Madame D . . . y ein, und ich speißte einigemale in

seiner Gesellschaft bey ihr zu Abend. Sie war liebenswürdig, hatte Verstand, Talente, ihre Bekanntschaft wäre sehr gut gewesen; aber sie hatte eine Freundin Mademoiselle d'E . . . e, die mit dem Chevalier v. B . . . y lebte. Man hielt sie für böse, und ihn für nicht gut. Ich glaube, daß der Umgang mit diesen zwoen Personen der Madame D' . . . y nachtheilig war. Zwar hatte sie von Natur ein äusserst feuriges Temperament, aber zugleich entbehrte sie keine der Eigenschaften, welche die Ausbrüche dieses Temperaments leiten, oder wenigstens die Fehltritte desselben wieder gut machen konnten. Herr v. F . . . l theilte ihr einen Theil der Freundschaft, die er für mich hatte, mit, und vertraute mir seine Verbindungen mit ihr, von welchen ich eben deswegen hier nicht sprechen würde, wenn sie nicht so allgemein bekannt geworden wären, daß sie selbst dem Herrn von D' . . . y nicht mehr verborgen waren. Herr v. F . . . l sagte mir noch überdieß in Betreff dieser Dame Dinge im Vertrauen, die sie mir nie selbst sagte, und von denen sie mich nie unterrichtet glaubte; denn weder sie, noch irgend jemand hat noch wird jemals etwas davon erfahren. Dieses von beyden Theilen in mich gesezte Vertrauen machte meine Lage ziemlich kritisch, besonders mit Frau v. F . . . l, die

mich genug kannte, um kein Mißtrauen in mich zu setzen, ob ich gleich in Verbindung mit ihrer Nebenbuhlerin war. Ich tröstete, so gut ich konnte, diese arme Dame, der ihr Mann die Liebe, die sie für ihn hatte, so übel vergalt. Ich hörte diese 3. Personen wechselsweise, und bewahrte ihre Geheimnisse mit der grösten Gewissenhaftigkeit, ohne daß je eine von den dreyen mir irgend ein Geheimniß der zwey andern entreissen könnte, und, ohne den beyden Damen meine Anhänglichkeit an ihre Nebenbuhlerin zu verhehlen. Fr. v. F . . . l wollte sich meiner bey mancherley Gelegenheiten bedienen; ich gab ihr mehrere förmliche, abschlägige Antworten. Madame D . . . y wollte mir einen Brief an Herrn v. F . . . l mitgeben, welchen ich ihm überbringen sollte; sie erhielt nicht nur eine ähnliche Antwort, sondern noch überdieß die bestimmte Erklärung, daß, wenn sie mich auf ewig aus ihrem Hause verjagen wolle, sie mir nur ein zweytesmal einen ähnlichen Antrag machen dörfte.

Ich muß der Fr. v. D . . . y Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Sie schien mein Verfahren nicht nur nicht zu mißbilligen, sondern sprach auch gegen Herrn v. F . . . l mit Lobeserhebungen davon, und nahm mich immer gleich

gut auf. So erhielt ich mir mitten in diesen küzlichen, sich kreuzenden Verhältnussen bis ans Ende die Freundschaft, die Achtung, das Vertrauen dreyer Personen, welche ich schonen mußte, von welchen ich in gewisser Art abhieng, und deren jede mir werth war. Die Mittel, die ich anwendete, diese schwere Aufgabe zu erfüllen, waren Sanftmuth und Gefälligkeit auf der einen, Rechtschaffenheit und Festigkeit auf der andern Seite. Ohngeachtet meines einfältigen und linkschen Wesens mußte ich doch Madame D'...y auf einer Reise nach dem Schlosse la Chevrette, das Herr v. B . . . e nahe bey St. Denis besaß, begleiten. Es war ein Theater da, wo man häufig Comödien spielte. Man gab mir eine Rolle; sechs Monate lang studirte ich sie ohne Unterlaß, und doch mußte man mir sie bey der Vorstellung von einem Ende bis zum andern einsagen. Nach dieser Probe gab man mir keine Rolle mehr.

Durch die Bekanntschaft der Madame D'...y wurde ich auch mit ihrer Schwägerin der Fräulein v. B . . . e, nachheriger Gräfin v. H . . . t, bekannt. Am Tage vor ihrer Hochzeit sah ich sie das erstemal. Sie sprach lang in jenem reitzenden, vertraulichen Tone, der ihr natürlich ist, mit mir. Ich fand sie sehr liebenswürdig; wie

wenig

wenig konnte ich damals voraus sehen, daß sie einst das Schicksal meines Lebens entscheiden, und mich, wiewohl ganz unschuldig, in den Abgrund hinunter ziehen würde, in dem ich jezt bin.

Ich habe seit meiner Zurückkunft von Venedig weder von Diderot, noch von meinem Freunde Roguin gesprochen, aber ich hatte sie bisher nicht vernachlässigt; besonders wurde meine Verbindung mit dem ersten von Tag zu Tage inniger. Er hatte eine Nannette, wie ich eine Therese. Dieß war denn eine Aehnlichkeit mehr, die wir miteinander hatten. Aber der Unterschied war, daß meine Therese, so schön wie seine Nannette, einen sanften und liebenswürdigen Character besaß, der sie der Liebe jedes rechtschaffenen Mannes würdig machte, da hingegen Nannette bey einem störrischen und zänkischen Character keine Eigenschaften hatte, welche ihre schlechte Erziehung hätten vergessen lassen. Er heurathete sie jedoch: Er that Recht daran, wenn er es versprochen hatte. Ich, der ich nichts dergleichen versprochen hatte, eilte gar nicht, es ihm nachzumachen.

Ich war auch in einiger Verbindung mit dem Abbe v. Condillac, der dazumal so wenig als ich Aufsehen in der Gelehrsamkeit machte, aber dazu gemacht war, das zu werden, was er

jetzt ist. Ich bin vielleicht der erste, der seinen Aufflug sah, und seinen wahren Werth zu schätzen wußte. Er schien auch Gefallen an meinem Umgange zu finden, und während ich in der Strasse Jean St. Denis bey dem Opernhause, in meinem Zimmer eingeschlossen, meinen Akt Hesiod machte, ließ er manchmal sein Essen zu mir bringen. Er arbeitete damals an seinem Versuche „über den Ursprung der menschlichen „Kenntnisse", das sein erstes Werk ist. Als er damit fertig war, wußte er keinen Buchhändler zu finden, der ihm sein Manuscript abnehmen wollte. Die Buchhändler in Paris sind gegen jeden Anfänger sehr hart, und überdieß war damals die Metaphysik zu wenig in der Mode, um sich glänzende Vortheile davon versprechen zu können. Ich sprach mit Diderot von Condillac und seinem Werke; ich machte sie mit einander bekannt. Sie waren gemacht, sich wechselseitig zu gefallen, und sie gefielen sich. Diderot vermochte den Buchhändler Durand, dem Abbe sein Manuscript abzunehmen, und dieser grosse Metaphysiker bekam für sein erstes Buch, gleichsam noch aus Gnade, 100 Thaler, die er vielleicht ohne mich nicht bekommen hätte. Da unsere Quartiere zu entfernt von einander lagen, so versammleten wir uns alle drey Einmal die Woche im Palais Royal, und speißten dann zu-

sammen

sammen im Blumenkorbe zu Mittag. Diderot muß wohl besonders viel Geschmack an diesen wöchentlichen Dines gefunden haben, denn, er, der fast alle Rendezvous versäumte, fehlte bey keiner dieser Parthien. Ich machte hier das Project einer periodischen Schrift unter dem Titel „der Spötter" die wir beyde, Diderot und ich abwechslend schreiben wollten. Ich entwarf das erste Blatt, und dieß brachte mich in die Bekanntschaft d'Alemberts, mit welchem Diderot davon gesprochen hatte. Unvorhergesehene Hindernusse kamen dazwischen, und das Project blieb liegen.

Diese zween Schriftsteller hatten das Dictionaire encyclopædique übernommen, was anfangs nichts als eine Art von Uebersetzung Chambers werden sollte, ohngefähr wie das Dictionaire der Medecine von James, womit Diderot eben fertig geworden war. Dieser wollte, ich sollte bey diesem zweyten Unternehmen Mitarbeiter werden, und schlug mir für mein Fach den musikalischen Theil vor. Ich übernahm diesen Artickel, und arbeitete ihn aus, sehr schnell und sehr schlecht. Es waren mir, so wie jedem Mitarbeiter, drey Monate Zeit gegeben worden, und ich war der einzige, der sein übernommenes Stück Arbeit in der vorgeschriebenen Zeit lie-

ferte.

ferte. Ich gab ihm mein Manuscript, das ich durch einen Laquayen des Herrn v. F . . . l, Namens Dupont, der sehr gut schrieb, hatte ins Reine bringen lassen. Ich bezahlte zehen Thaler Abschreiberlohn aus meiner Tasche, aber sie wurden mir nicht wieder ersezt. Diderot hatte mir von Seiten der Buchhändler einen Ersaz versprochen; ich bekam nichts, wir sprachen nachher kein Wort mehr hierüber miteinander.

Das Unternehmen der Encyclopädie wurde durch Diderots Gefangennehmung unterbrochen. Sein „philosophische Gedanken" hatten ihm schon einigen Verdruß zugezogen, der aber weiter keine Folgen hatte; aber wegen seines Briefs „über die Blinden" der ausser einigen Persönlichkeiten, durch welche sich Madame du Pre de St. Maur, und Herr von Reaumur beleidigt fanden, nichts tadelwürdiges enthielt, wurde er in die Citadelle von Vincennes gesezt. Nichts gleicht meiner Todesangst, als ich die Nachricht von seinem Unglücke erfuhr. Meine traurige Einbildungskraft, die in jedem Uebel gleich das übelste sieht, wurde heftig aufgeregt. Ich glaubte ihn auf Lebenslang gesezt, und wenig fehlte, daß ich den Verstand verlohren hätte. Ich schrieb an Frau von P . . . r, ich beschwor sie, es dahin zu bringen,

daß

daß er entweder frey, oder ich mit ihm eingesperrt wurde. Ich bekam keine Antwort auf meinen Brief; er war zu unsinnig gewesen, um von Würkung zu seyn, und ich schmeichle mir nicht, daß er etwas zu der bessern Behandlung, welche der arme Diderot einige Zeit nachher in seiner Gefangenschaft genoß, beygetragen habe. Aber hätte diese noch einige Zeit mit der nähmlichen Strenge fortgedauert, so würde ich gewiß am Fuße dieser unglücklichen Citadelle vor Verzweiflung gestorben seyn. Hätte übrigens mein Brief nichts gefruchtet, so wußte ich mir auch nichts damit, ihn geschrieben zu haben. Wenige Leute erfuhren es. Diderot en selbst sagte ich hievon keine Sylbe.

Ende des siebenden Buchs.

Johann Jacob Rousseaus Bekenntnisse.

VIII. Buch.

Ich mußte am Ende des vorigen Buchs eine Pause machen. Mit diesem fängt sich in ihrem ersten Ursprunge die lange Reihe meines Unglücks an. Da ich in zwey der besten Häusern von Paris lebte, so machte ich, Trotz meiner Blödigkeit, einige Bekanntschaften. Unter andern lernte ich bey Mad. D . . . n den jungen ErbPrinzen von Sachsen = Gotha und den Baron von Thun, seinen Hofmeister kennen. So machte ich bey Herrn de la P . . . . e die Bekanntschaft des Herrn Seguy, eines Freundes vom Baron v. Thun, der in der litterarischen Welt durch die schöne Ausgabe von Rousseaus Werken bekannt ist. Der Baron invitirte Herrn Seguy und mich, daß wir ein oder 2 Tage in Fontenai sous bois, wo der Prinz ein Landhauß hatte, zuzubringen. Wir reißten hin. Als wir bey Vincennes vorbey kamen, preßte mir der Anblick der Citadelle das Herz so zusammen, daß der Baron es in meinem Gesichte bemerkte. Ueber dem Abendessen sprach der Prinz von Diderot's Gefangenschaft; der Baron,

um mich zum Reden zu bringen, beschuldigte den Gefangenen der Unvorsichtigkeit. Ich nahm mich seiner an, und begieng selbst die Unvorsichtigkeit, ihn in einem sehr heftigen Tone zu vertheidigen. Aber man verzieh diese Unklugheit dem Eifer für einen unglüklichen Freund, und brachte die Rede auf andere Gegenstände. Noch waren zween Teutsche aus dem Gefolge des Prinzen gegenwärtig. Herr Klüpffel, ein Mann von vielem Verstande, damals Caplan des Prinzen, späterhin, nachdem er den Baron ausgestochen hatte, sein Hofmeister. Herr G... ein junger Mann, welcher auf eine Bedienung wartete und indessen als Vorleser beym Prinzen angestellt war; seine dürftige Kleidung zeigte deutlich, daß er eine Bedienung, wenigstens Besoldung sehr nöthig habe. Von diesem nähmlichen Abende an begann zwischen Herrn Klüpffel und mir eine Bekanntschaft, die bald zur Freundschaft heranwuchs. Mit Herrn G... gieng es nicht ganz so geschwind. Er hielt damals noch zurük, und hatte noch nicht den hohen Ton, welchen er in der Folge annahm, nachdem er erst einmal in bessere Umstände gekommen war. Den andern Tag über dem Mittagessen sprach man von Musik, und G... sprach mit Kenntnuß davon. Ich war ganz entzükt, als ich hörte, daß er das Clavier spiele. Den ganzen Tag brachten wir am Clavier

des

des Prinzen zu, und so fieng sich unsere Freundschaft an, die mich anfangs entzükte, aber späterhin so traurige Folgen für mich hatte. Ich werde noch oft von dieser Verbindung sprechen müssen.

Bey meiner Zurükkunft nach Paris erfuhr ich die angenehme Neuigkeit, daß Diderot nimmer auf der Citadelle gefangen säße, und daß sein Arrest auf sein gegebenes Ehrenwort in so weit gemildert worden wäre, daß er nun im Schlosse und dem Park von Vincennes herumgehen, und die Besuche seiner Freunde annehmen dürfte. Ach daß ich nicht sogleich zu ihm hineilen durfte! Aber ich hatte für Fr. D . . . n noch einige höchstnöthige Geschäfte zu vollenden, ich mußte noch zwey oder drey ewig lange Tage, welche mir eben so viele Jahrhunderte zu seyn dünkten, warten. Man denke sich meine Ungedult und die Gefühle, mit welchen ich in der lange entbehrten Umarmung an die Brust meines Freundes dahin sank. Unaussprechlicher Augenblik! Diderot war nicht allein; d'Alembert und der Schazmeister von la sainte Chapelle waren bey ihm. Ich sahe nur ihn. Ein Sprung, nur Ein Aufschrey der Freude, und ich hieng an seinem Halse, und in der engsten Umarmung konnte ich kein Wort hervorbringen.

gen. Thränen und Seufzer waren meine einzige Sprache; beynahe erstikte mich das Gefühl meiner Zärtlichkeit und meiner Freude. So bald er sich aus meinen Armen gewunden hatte, drehte er sich gegen den Geistlichen und sagte: „Sie „sehen mein Herr, wie mich meine Freunde „lieben.“

Ganz in meine Gefühle versunken, achtete ich damals gar nicht auf die Art, wie er den Ausbruch derselben aufnahm. Aber wann ich nach der Zeit manchmal daran dachte, glaubte ich immer, daß an Diderot's Stelle mein erster Gedanke nicht gerade dieser gewesen wäre.

Seine Gefangenschafft hatte ihm sehr zugesezt und die Citadelle einen fürchterlichen Eindruck bey ihm zurükgelassen. Zwar war sein Aufenthalt auf dem Schlosse sehr angenehm, innerhalb des Parks konnte er nach Belieben spazieren, so viel und weit ihm beliebte, dieser Park war sogar nicht einmal mit Mauren umgeben; man sollte glauben, daß er hätte vergessen sollen, daß er gefangen saß, da kein äusserer Umstand ihn daran erinnerte. Aber der erste Eindruk war zu tief und ließ sich nicht so schnell verwischen; es bedurfte sehr des Trosts, den ein Umgang mit Freunden gewährt, wenn er sich seiner schwarzen Laune nicht überlassen sollte. Da ich gewiß den meisten

meisten Antheil an seinen Leiden nahm, so glaubte ich auch, daß mein Anblik ihm der tröstendste seyn würde. Ich besuchte ihn daher immer über den andern Tag in Gesellschaft seiner Frau und brachte meist den ganzen Nachmittag bei ihm zu.

Der Sommer 1749 war ausserordentlich heiß. Von Paris nach Vincennes rechnet man 2 Stunden. Da ich nicht im Stande war, immer einen Fiacker zu zahlen, gieng ich, wenn ich allein war, Nachmittags 2 Uhr zu Fuß und gieng schnell, um bälder anzukommen. Die Bäume an der Strasse waren wie gewöhnlich ausgeschnitten, und gaben natürlich fast gar keinen Schatten. Oft mußte ich mich, wenn ich nicht mehr weiter konnte, von Hitze und Ermüdung niedergedrückt, auf die Erde niederlegen. Um nicht mehr so schnell zu gehen, kam ich auf den Einfall, immer ein Buch mit mir zu nehmen. So nahm ich eines Tags den Mercure de France mit mir, und während ich ihn so im gehen durchblätterte, kam ich auf die Preißfrage der Akademie von Dijon für das künftige Jahr: „Ob die Fortschritte der Wissenschaften und der Künste zu „Verschlimmerung oder zu Veredlung der Sitten beygetragen hätten?“

Kaum hatte ich dieß gelesen, so war ich plözlich in einer ganz neuen Welt, und ward ein ganz

anderer Mensch. Ob ich mich gleich des Eindruks, welchen ich empfand, lebhaft erinnere, so habe ich doch die besondere Umstände desselben vergessen, seit ich sie in einem meiner 4 Briefe an Herrn v. Malesherbes auseinander gesezt habe. Dieß ist eine der Sonderbarkeiten meines Gedächtnusses, die bemerkt zu werden verdient. So lang ich mich einzig auf dasselbe verlasse, so dient es mir, aber so bald ich irgend etwas dem Papiere anvertraut habe, so verläßt es mich; und wann ich etwas einmal aufgeschrieben habe, so darf ich sicher darauf rechnen, es zu vergessen. Eben so geht es mir auch in der Musik. Ehe ich sie zu lernen anfieng, wußte ich eine Menge Lieder auswendig; so bald ich nach Noten zu singen gelernt hatte, konnte ich auch keines mehr behalten, und ich zweifle, ob ich auch nur Eine meiner Lieblings-Arien gegenwärtig ohne Anstoß würde wiederholen können.

Nur das erinnere ich mich noch ganz bestimmt, daß ich mit einer Bewegung, die an Wahnsinn gränzte, zu Vincennes ankam. Diderot bemerkte es, ich sagte ihm die Ursache und las ihm die Prosopope des Fabricius, die ich mit Bleystifft unter einer Eiche geschrieben hatte, vor. Er munterte mich auf, den freyen Flug meiner Gedanken nicht zu hemmen, und auch um

den

den Preiß zu schreiben. Ich that es, und von diesem Augenblicke an war ich verlohren. Der ganze Ueberrest meines Lebens und meines Unglüks war die unausbleibliche Folge dieses Augenbliks der Verirrung.

Meine Empfindungen nahmen mit einer unbegreiflichen Schnelligkeit den Ton meiner Ideen an. Alle meine kleine Leidenschafften wurden durch den Enthusiasmus für Wahrheit, für Freyheit und Tugend unterdrückt, und, was gewis zu verwundern ist, diese Wärme erhielt sich über vier oder fünf Jahre in meinem Herzen, auf einem so hohen Grade, als sie vielleicht nie in dem Herzen eines Menschen glühte. Ich arbeitete diese Schrift auf eine ganz besondere Art, die ich nachher in allen meinen übrigen Werken stets befolgte, aus. Ich weihte ihr meine schlaflose Nächte. In meinem Bette sammelte ich bey geschlossenen Augen meine Gedanken, und drehte mit unglaublicher Mühe in meinem Kopfe meine Perioden unzähligemahle herum; konnte ich endlich damit zufrieden seyn, so legte ich sie in meinem Gedächtnuße zurük, um sie zu Papier bringen zu können, aber während des Aufstehens und Ankleidens vergaß ich alles wieder, und sezte ich mich dann zum Schreiben nieder, so war beynahe alles weg, was ich mit so vieler Mühe gedacht hatte. End-

lich kam ich auf den Einfall, Madame le Vasseur als Secretair zu gebrauchen. Ich hatte für sie, ihre Tochter und ihren Mann ein Quartier in meiner Nachbarschaft gemiethet. Sie kam alle Morgen, und ersparte mir einen Bedienten, indem sie mir Feuer aufmachte, und andere kleine Dienste that. Bey ihrer Ankunfft dictirte ich ihr von meinem Bette aus, was ich in der Nacht gedacht hatte, und diese Verfahrungsart, deren ich mich lange Zeit bediente, rettete manchen Gedanken von der Vergessenheit. Als meine Abhandlung fertig war, zeigte ich sie Diderot, der damit zufrieden war, und mir noch einige Verbesserungen anzeigte. Jedoch fehlt es diesem Werke, troz seinem Feuer und seiner Stärke, durchaus an Logik und Ordnung; von allem, was ich je schrieb, ist es das ungedachteste, das leerste und das unharmonischste. Meine Leser, die mit mir übereinstimmen, mögen bedenken, daß, mit welchen Talenten man auch gebohren seye, man die Kunst zu schreiben, nicht auf einmal lernt.

Ich ließ diese Schrift abgehen, ohne jemanden etwas davon zu sagen, ausser, wie ich glaube, G..., mit dem ich, seit er zu dem Grafen von F... kam, anfieng in der grössesten Vertraulichkeit zu leben. Er hatte ein Clavier, das

uns

uns zum Vereinigungspunct diente, an welchem ich alle meine freye Augenblicke damit zubrachte, mit ihm Italiänische Arien und Barcarolles ohne Unterlaß von Morgen bis Abend, oder vielmehr von Abend bis Morgen zu singen. Wenn man mich nicht bey Madame D....n antraf, so war ich sicher bey Hrn. G..., oder wenigstens mit ihm entweder auf der Promenade oder im Schauspiel. Ich gieng nicht mehr in die Italiänische Comedie, ob ich gleich freye Entree hatte, weil er sie nicht liebte; dagegen zahlte ich meinen Plaz in der Französischen Comödie, weil er darein verliebt war. Kurz, ich fühlte mich so unwiderstehlich an diesen jungen Mann gezogen und wurde so unzertrennlich von ihm, daß selbst die arme Tante darunter leiden mußte, das heißt, daß ich sie weniger besuchte; denn niemals wurde einen Augenblick meines Lebens meine Liebe für sie geschwächt.

Diese Unmöglichkeit, die wenige Zeit, welche ich hatte zwischen meinen Lieben zu theilen, erregte in mir aufs neue und mit verdoppelter Lebhaftigkeit den längst gehabten Wunsch, mit Theresen zusammen zu wohnen. Ihre zahlreiche Familie, deren Versorgung alsdann ganz auf mir lag, und besonders der Mangel an Geld, um Meubles kaufen zu können, hatte mich bisher zu-

rükgehalten. Endlich zeigte sich eine Gelegenheit dieß bewerkstelligen zu können, und ich bediente mich ihrer. Hr. v. F...l, und Madame D...n sahen ein, daß ich mit 8. bis 900. Franken jährlich, unmöglich auskommen könne, und erhöheten aus eigenem Antriebe meinen jährlichen Gehalt bis auf 50. Louisd'or. Mad. D...n that noch mehr. Als sie erfuhr, daß ich um Meubles verlegen war, gieng sie mir auch hierinn an die Hand. Ich nahm die Meubles, die Therese schon hatte, zu den meinigen, miethete ein kleines Quartier im Hotel von Languedoc, in der Strasse Grenelle St. Honore, bey recht braven Leuten, und richtete mich hier, so gut ich konnte, ein. Hier wohnten wir sieben Jahre ruhig und im Frieden zusammen, biß ich die Einsiedeley bezog.

Theresens Vater war ein alter guter sanfter Mann, der seine Frau äusserst fürchtete, und ihr deßhalb den Zunahmen Lieutenant criminel, den G... nachher im Scherze auch der Tochter beilegte, gegeben hatte. Mad. le Vasseur fehlte es nicht an Verstand oder vielmehr an Feinheit, sie wollte so gar Lebensart und den Ton der grossen Welt besizen; aber sie hatte eine heimliche Arglistigkeit, die mir unausstehlich war. Ihrer Tochter gab sie ziemlich schlechte Rathschläge,

ge, wollte sie zur Heuchlerin gegen mich machen. Jedem meiner Freunde schmeichelte sie ins Geheim auf Unkosten der andern, und allen auf meine: übrigens war sie eine ziemlich gute Mutter, weil sie ihre Rechnung dabey fand und verdeckte die Fehler Ihrer Tochter, weil sie ihr einträglich waren. Ich verschwendete an diese Frau tausend kleine Aufmerksamkeiten, Gefälligkeiten, Geschenke, alles in der Absicht, mir ihre Liebe zu erwerben. Ich erreichte diesen Zweck nicht, und daß ich ihn nicht erreichte, nicht erreichen konnte, war die einzige Ursache alles Verdrusses, den ich in meiner kleinen Haushaltung hatte. Uebrigens kann ich versichern, während diesen 6. oder 7. Jahren, den höchsten Grad häuslichen Glücks, dessen die menschliche Schwachheit fähig ist, genossen zu haben. Das Herz meiner Therese war eines Engels würdig. Unsere Zuneigung wuchs mit unserer Vertraulichkeit, und wir fühlten von Tag zu Tage mehr, wie sehr wir eines für das andere geschaffen waren. Könnte man unsere Freuden beschreiben, so würde man über ihre Einfalt lachen: unsere einsame Spaziergänge ausser der Stadt, wo ich mit der grösten Verschwendnng 8. oder 10. Sous in einem Wirthshause verzehrte; unsere kleine Soupées auf dem Gesimse unsers Fensters, bey denen wir auf 2. kleinen Stühlen einander gegenüber sassen, wel-

che

che wir auf eine Kiste stellten, die gerade in die Vertiefung der Mauer paßte. In dieser Lage diente uns das Fenster statt des Tisches, wir athmeten die freye Luft, wir konnten die umliegende Gegend, die vorübergehende, und, ob gleich im vierten Stocke, während des Essens gerade unter uns in die Strasse sehen.

Wer beschreibt, wer fühlt die Reize dieser Mahlzeiten, die blos aus einem Stück groben Brods, einigen Kirschen, etwas Käse und einem halben Schoppen Wein, den wir zwey zusammen tranken, bestand. Freundschaft, Vertraulichkeit, Innigkeit, Sanftmuth, wie köstlich sind eure Gewürze! Oft blieben wir so biß um Mitternacht sizen, ohne daran zu denken, daß es schon so spät seye, hätte uns die alte Mama nicht daran erinnert. — Aber still von diesen Kleinigkeiten, die manchem abgeschmakt oder lächerlich vorkommen werden. Ich habe es immer gefühlt, und habe es oft genug gesagt: wahrer Genuß beschreibt sich nicht.

Einen Genuß von etwas roherer Natur, einen wahren Ausbruch von grober Sinnlichkeit, der in diese Zeit fällt, bin ich meinen Lesern noch schuldig. Es war der lezte von dieser Art. Ich habe schon gesagt, daß der Prediger Klüpffel ein liebenswürdiger Mann war. Meine Verbin-

dung

dung mit ihm war fast eben so genau als mit G..., wir wurden eben so vertraut. Sie assen einige mal bey mir. Bey diesen Mahlzeiten, die etwas mehr als einfach waren, wurden wir durch die feine und ausgelassene Schwänke Klüpffels und durch die komische Germanismen G...s, der noch nicht rein französisch sprach, ungemein belustiget.

Zwar führte die Sinnlichkeit bey unsern kleinen Orgien den Vorsitz nicht; aber die Lustigkeit vertrat ihre Stelle, und wir waren so vergnügt mit einander, daß wir uns nicht wieder verlassen konnten. Klüpffel hielt sich ein kleines Mädchen, das nichts destoweniger noch immer feil war, weil er sie nicht allein unterhalten konnte. Eines Abends, da wir aufs Caffeehaus giengen, trafen wir ihn gerade, wie er von da zu ihr zum Nachtessen gehen wollte. Wir machten uns über ihn lustig. Er rächte sich auf die artigste Art, indem er uns alle zum nähmlichen Nachtessen mitnahm, nnd sich dann auch wiederum über uns lustig .machte. Dieses arme Mädchen schien mir von einem guten sanften Character und gar nicht zu dem Handwerke gemacht, zu welchem eine alte Hexe, die sie bey sich hatte, sie mit möglichstem Fleisse abrichtete. Scherz und Wein machten uns bald so lustig, daß wir

uns

uns vergassen. Der gute Klüpffel wollte seine Hausehre nicht halb machen, wir verfügten uns, einer nach dem andern mit der armen Kleinen, welche in der That nicht wußte, ob sie weinen oder lachen sollte, in die anstossende Kammer. G... behauptete gegen uns, daß er sie nicht angerührt hätte. Wenn er nicht log, so kann ich mir sein langes Verweilen bey dem Mädchen nur dadurch erklären, daß er unsere Gedult auf die Probe sezen wollte. Enthaltsamkeit war wohl nicht seine Sache, weil er, ehe ihn der Graf v. F... in sein Hauß aufnahm, in dem nämlichen Quartier St. Roch bey Mädchen wohnte. Ich verließ die Strasse des Moineaux, wo dieses Mädchen wohnte, mit eben so viel Schaam als St. Preux das Hauß, wo man ihn betrunken gemacht hatte, und ich hatte meine Geschichte vor Augen, da ich die seinige schrieb. Therese merkte an einigen Zeichen, und besonders an meiner bestürzten Mine, daß ich mir einen Vorwurf zu machen hätte; ich verminderte aber meinen Fehler durch mein schnelles und aufrichtiges Bekenntnuß. Ich hatte wohl daran gethan, denn gleich den andern Morgen kam G... triumphirend zu ihr, um ihr mein Verbrechen mit vergrösserten Umständen zu erzählen, und von da an war er boßhaftig genug, sie immer daran zu erinnern. Es war um so unschicklicher

licher von ihm, da ich mich ihm freywillig und mit gutem Herzen vertraut hatte, und von seiner Diskretion keinen Mißbrauch hätte sollen erwarten dörfen. Nie fühlte ich mehr, als bey dieser Gelegenheit, die Herzensgüte meiner Therese, den G...s Betragen brachte sie mehr auf, als meine Untreue sie beleidigte; sie machte mir blos rührende und zärtliche Vorwürfe, in welchen ich auch nicht die geringste Spur des Unwillens entdeckte.

Die Einfalt dieses herrlichen Mädchens kam der Güte ihres Herzens gleich, das ist alles gesagt; aber ein Beyspiel, was mir eben beyfällt, verdient wohl erzählt zu werden. Ich hatte ihr gesagt, daß Klüpffel Prediger und Caplan des Prinzen von Sachsen Gotha seye. Ein Prediger (Ministre) war für sie ein so sonderbarer Mann, daß, da sie gewöhnlich die unnähnlichste Ideen auf eine komische Art mit einander verwechslete, sie sich einfallen ließ, Klüpffeln für den Pabst anzusehen. Das erstemal, da sie mir nach meiner Nachhausekunfft sagte, der Pabst hätte mich besuchen wollen, glaubte ich, daß sie verrükt wäre. Ich ließ mir die Sache erklären, und eilte was ich konnte, diese Anecdote G... und Klüffeln, dem von an der Nahme Pabst unter uns blieb, zu erzählen; wir nannten das

Mädchen aus der Strasse des Moineaux die Päbstin Johanna. Dieses komische quid pro quo belustigte uns unbegreiflich; wir erstikten fast vor Lachen. Es war eigentlich ein unauslöschliches Gelächter. Es hat einigen Spaßvögeln beliebt, mich in einem Briefe, den sie mir gütigst zueigneten, sagen zu lassen, daß ich in meinem Leben nur zweymal gelacht habe. Diese haben mich in dieser Periode meines Lebens und meiner Jugend nicht gekannt, denn sonst hätten sie das nicht schreiben können.

Im folgenden Jahre 1750, als ich meine Abhandlung schon ganz vergessen hatte, erfuhr ich, daß sie den Preiß zu Dijon davon getragen habe. Diese Neuigkeit erwekte in meiner Seele alle die Ideen wieder, welche mir jene Schrift in die Feder dictirt hatten, beseelte sie mit einer neuen Kraft und brachte den Funken von Heroismus und Tugend, den mein Vater und mein Vaterland und Plutarch in mein jugendliches Herz gelegt hatten, zur vollen Flamme. Nichts schien mir mehr groß und schön, als Freyheit und Tugend, als die Geistesstärke, welche uns lehrt, uns über die Mißhandlungen des Glüks, über die tausend Albernheiten menschlicher Meynungen zu erheben, und uns selbst genug zu seyn. Von diesem Zeitpunkte datirt sich mein

Ent=

Entschluß, meine Handlungen diesen Grundsäzen gemäß einzurichten, und raschen Schritts den herrschenden Vorurtheilen meines Jahrhunderts entgegen zu gehen. Aber es bedurfte aller der Widersprüche, welche mir entgegen gesezt wurden, um meine falsche Schaam und Furcht vor Verspottung zu überwinden, und meinen Entschluß dem Siege über die Schwachheiten und Thorheiten der Menschen entgegen zu rüken.

Während ich so über die Pflichten des Menschen philosophirte, lehrte mich ein Zufall besser über die meinige nachdenken. Therese ward zum drittenmahle schwanger. Zu aufrichtig gegen mich selbst, zu stolz, meine Grundsäze durch meine Handlungen zu verläugnen, untersuchte ich die Bestimmung meiner Kinder und meine Verbindungen mit ihrer Mutter, nach den Gesezen der Natur, der Gerechtigkeit, der Vernunft, und jener reinen, heiligen, und, gleich ihrem Urheber, ewigen Religion, welche die Menschen statt sie zu reinigen, verunreiniget, und durch Formeln zu einer blossen Wort-Religion gemacht haben. Freylich ist es leicht, unmögliche Dinge zu gebieten, wenn man sich selbst von der Befolgung ausschließt.

Betrog ich mich in meinen Resultaten, so ist nichts erstaunenswürdiger, als die Ruhe der See-

le, mit der ich mich ihnen überließ. Wäre ich einer jener verruchten Menschen, die, taub für die sanfte Stimme der Natur, nie in ihrem Herzen ein ächtes Gefühl für Gerechtigkeit und Menschlichlichkeit aufkeimen liessen, so wäre meine Verstokung leicht zu erklären. Aber kann diese Wärme des Herzens, diese so lebhaffte Empfindlichkeit, dieses liebevolle Anhängen an Jedermann, diese Stärke der Gefühle, dieser herzzerreissende Schmerz bey allen Trennungen, dieses angebohrne Wohlwollen für alle meines gleichen; diese brennende Liebe für das grosse, das wahre, das schöne und das Gerechte; dieser Abscheu vor dem Bösen aller Art, diese Unmöglichkeit zu hassen, zu schaden, selbst es zu wollen; diese Rührung diese lebhaffte und sanfte Bewegung, die ich bei dem Anblike alles dessen, was tugendhafft, edel, liebenswürdig ist, empfinde; kann dieß alles in der nähmlichen Seele mit der Verderbtheit, die gewissenloß die sanfteste Pflichten zu Füssen tritt bestehen? Nein, ich fühle es, und sage es laut, es ist nicht möglich. Nie konnte J. J. einen Augenblick seines Lebens ein Mensch ohne Gefühl, ohne Empfindung, ein unnatürlicher Vater seyn. Wohl kann ich irren, aber nie mich verhärten. Sagte ich meine Gründe, so würde ich zu viel sagen. Ich konnte durch Sophismen mich selbst verführen, soll ich meinen Selbstbetrug andern

mitthei-

mittheilen? Genug, indem ich meine Kinder der öffentlichen Erziehung übergab, da ich sie nicht selbst erziehen konnte; indem ich sie lieber Handwerker und Bauren, als Avanturies und GlüksRitter werden ließ, glaubte ich, die Pflichten eines Vaters und Bürgers zu erfüllen, und betrachtete mich als ein Mitglied der Republik Plato's. Mehr als einmal nachher sagte mir mein leidendes Herz, daß ich mich betrogen hätte, aber mein Verstand lehrte mich dem Himmel danken, daß ich stark genug gewesen war, meine Kinder durch frühe Trennung, vor dem Schiksale ihres Vaters und vor dem, das ihnen drohte, wenn ich sie jemals hätte verlassen müssen, zu bewahren. In der Folge wollten Frau D....y und Frau v. L....g, aus Freundschaft, aus Grosmuth, oder gleich viel welch' anderm Beweggrunde die Erziehung derselben über sich nehmen, aber würden sie glüklicher, würden sie rechtschaffener geworden seyn? Ich weiß es nicht; aber das weiß ich, daß man Haß, vielleicht Verrätherey gegen ihre Anverwandte ihnen eingeprägt haben würde. Es ist tausendmahl besser, daß sie sie niemalen kennen lernten.

Mein drittes Kind wurde also wie die erstern im Fündelhause abgegeben, eben dieß ließ ich bey den zwey folgenden beobachten, denn im ganzen

hatte ich fünfe. Diese Einrichtung schien mir so gut, so verständig, so gesezmäsig zu seyn, daß mich bloß die Rüksicht für die Ehre der Mutter abhalten konnte, es öffentlich zu erzählen; aber ich sagte es allen, denen ich unsere Verbindungen erklärt hatte; ich sagte es Diderot, G..., in der Folge Madame D...y, später Fr. v. L...g, und zwar freywillig, offenherzig, ohne von irgend einer Nothwendigkeit gedrungen zu seyn. Ich hätte es eben so gut vor jedermann verhehlen können, denn die Gouin war eine rechtschaffene und sehr verschwiegene Frau, auf die ich vollkommen zählen konnte. Der einzige meiner Freunde dem ich mich anvertrauen mußte, war der Arzt Thyerri, der meine arme Tante im Wochenbette besuchte, als sie einst nach einer Niederkunft sich sehr übel befand. Mit einem Worte, ich machte nicht das geringste Geheimniß aus meiner Verfahrungsart, nicht allein deßwegen, weil ich meinen Freunden nichts verbergen kann, sondern weil ich in der That nichts übels daran sahe. Alles wohl erwogen, wählte ich für meine Kinder das Beste, oder das, was ich dafür hielt. Ich habe immer gewünscht, und wünsche es noch, wie sie auferzogen und ernährt worden seyn. Während ich mich meinen Freunden so vertraute, erzählte ihnen Mad. le Vasseur das nähmliche im Vertrauen, aber aus minder uneigennüzigen

nüzigen Absichten. Ich hatte sie und ihre Tochter bey Mad. D . . . n eingeführt, und diese überhäufte beyde, aus Freundschafft für mich, mit Gütigkeit. Die Mutter machte sie mit meinen Verhältnussen gegen ihre Tochter bekannt. Da sie ihr verschwiegen hatte, wie sehr ich ungeachtet meines sehr geringen Vermögens aufmerksam war, sie an nichts Mangel leiden zu lassen, so sorgte die gute und großmüthige Madme. D . . . n äusserst freygebig für sie. Weißlich verbot die Mutter der Tochter mir etwas davon zu sagen; ich wußte auch würklich während meines Aufenthalts in Paris nichts davon, und erfuhr es erst gelegentlich in der Einsiedeley, als einst eine liebevolle Offenherzigkeit die Zunge der guten Therese lößte. Ich hatte gar nicht vermuthet, daß Madame D . . . . n so gut von meiner geheimen Geschichte unterrichtet wäre; sie ließ mir nie etwas davon merken. Ich weiß noch nicht, ob Frau v. C . . . . r, ihre Schwiegertochter, es war: aber Frau v. F . . . . l, ihre Stieftochter wußte alles, und konnte nicht schweigen; sie sagte es mir im folgenden Jahre, als ich ihr Hauß schon verlassen hatte. Dieß vermochte mich, ihr darüber einen Brief zu schreiben, den man in meinen Sammlungen finden wird, in welchem ich ihr die Gründe anführte, die ich ohne Nachtheil der Mde. le Vasseur,

und ihrer Familie anführen konnte; gerade die entscheidendste müßte ich verschweigen, weil ich diese Leute schonen wollte.

Ich bin von der Verschwiegenheit der Madame D....n, und der Freundschaft der Frau v. C.......r überzeugt, ich war es nicht weniger von der Frau v. F....l, die übrigens lange vorher starb, ehe mein Geheimniß allgemein bekannt wurde. Niemand als nur Leute, denen ich es selbst vertraut hatte, konnten es ausgesagt haben, und in der That wurde es auch nicht eher bekannt, als nachdem ich mit ihnen gebrochen hatte. Durch diese einzige Handlung sind sie gerichtet! Ich will mich nicht rechtfertigen, aber gerner ertrage ich den Vorwurf der mich, alsden, welcher die Bosheit dieser Leute trift. Mein Fehler ist groß, aber er war ein Irrthum. Ich habe meine Pflichten vernachlässiget, aber die Begierde zu schaden, kam nie in mein Herz, und die Natur kann nie laut für Kinder sprechen, die man nie gesehen hat. Aber die Geheimnisse seines Freundes verrathen, den Heiligsten aller Verträge verlezen, das Vertrauen des Freundes mißbrauchen, ihn betrügen, ein teuflisches Vergnügen darinn finden, die Ehre eines Mannes anzutasten, der auch nach dem Bruch uns noch hochschäzt, das sind keine Fehler,

ler, das sind schwarze niederträchtige Handlungen. Ich hatte meine Bekenntnusse, nicht meine Rechtfertigung versprochen: also nichts weiter hievon. Ich will wahr, der Leser soll gerecht seyn. Mehr fordre ich nicht.

Nach der Heurath des Herrn v. C . . . r wurde mir das Hauß seiner Mutter noch angenehmer. Die junge Frau war liebenswürdig, hatte Verstand und Herz, und schien mich unter den Schreibern des Herrn v. D . . . . n auszuzeichnen. Sie war die einzige Tochter der Frau v. Vicomtesse v. R . . . . . t, einer grossen Freundin des Grafen v. F . . ., und eben deßwegen auch seines Freunds G . . . . . Ich hatte ihn bey ihrer Tochter eingeführt, aber da sich ihre Charaktere nicht vertrugen, so hatte diese erste Bekanntschaft weiter keine Folgen, und G . . . . der schon damals auf das Solide dachte, zog die Mutter, eine Frau von der grossen Welt, der Tochter vor. Diese hingegen suchte nur sichere Freunde, die ihr gefielen, haßte alle Intriguen, und hielt den Credit bey den Grossen für etwas sehr unnöthiges. Man begreift leicht, daß eine Frau wie diese, keine gelehrige Schülerin für Madame D . . . . n abgeben konnte. Grund genug für das junge Weibchen zu einem freudenlosen Leben! Sie hatte mannigfaltige Verdienste,

war von hoher Geburt, und ein wenig stolz auf beydes; aber sie entsagte eher allen ihren Ansprüchen, die sie auf diese Vorzüge gründen könnte, entsagte den Vergnügungen der Gesellschaft, und lebte, einsam wie eine Nonne, in ihren Zimmern um nicht Sclavin ihrer herrsüchtigen Schwiegermutter zu werden. Diese Art von Verbannung vermehrte meine Anhänglichkeit an sie, durch jenen natürlichen Hang, der mich an jeden Unglüklichen hinzieht. Ich fand in ihr einen methaphysischen, tief denkenden Geist; zuweilen mißbrauchte sie ihren Scharfsinn zur Aushekung von Sophismen. Man wurde überrascht eine junge Frau, welche so eben das Closter verließ, so unterhaltend zu finden. Für mich wenigstens hatte ihr Umgang ausserordentlich vielen Reiz, ungeachtet sie damals so sehr viel jünger war als ich, und noch nicht zwanzig Jahre zählte. Ihre Farbe war blendendes Weis, ihr Wuchs schön und groß; schade, daß sie sich nicht besser zu tragen wußte. Ihr weiß blondes Haar von einer seltenen Schönheit erinnerte mich immer an meine arme Mama, als sie noch der Blüthe ihrer Jahre war. Ich erblikte es nie, ohne daß mein Herz in eine lebhafte Bewegung gerieth. Aber die strenge Regeln, die ich mir seit einiger Zeit vorgeschrieben hatte, und die ich um jeden Preiß zu befolgen entschlossen war, beschüzten mich vor

ihr und ihren Reizen. Ich brachte einen ganzen Sommer hindurch täglich 3 oder 4 Stunden allein mit ihr zu, um sie die Arithmetik zu lehren, und ihr mit meinen ewigen Ziffern Langeweile zu machen, und in dieser ganzen langen Zeit entschlüpfte mir kein verbindliches Wort, kein Blick. Fünf oder sechs Jahre später würde ich entweder nicht so weise oder nicht so närrisch gewesen seyn; aber es stand im Buche des Schiksals geschrieben, daß ich nur Einmal in meinem Leben mit voller Liebe lieben, und daß einer andern, nicht ihr, die erste und lezte Seufzer meines Herzens geweyht seyn sollten.

Seit ich bey Madame D....n lebte, hatte ich mich immer mit meinem Schiksale begnügt, ohne je einen Wunsch nach Verbesserung meiner Lage zu hegen. Einzig aus eigenem Antriebe vermehrte sie in Verbindung mit Herrn v. F...l, meinen jährlichen Gehalt. Für dieses Jahr wollte mich Herr v. F....l, welcher mir von Tag zu Tag mehr gewogen ward, in bessere Umstände, und in eine minder abhängige Lage versezen. Er war Generaleinnehmer der Finanzen. Herr Dudoyer, sein Cassier, war alt, reich, und wollte sich zur Ruhe begeben. Herr v. F...l bot mir diese Stelle an, und um sie zu versehen zu lernen, gieng ich einige Wochen hindurch zu

Herrn Dudoyer, um den nöthigen Unterricht zu bekommen. Aber entweder hatte ich keine Talente für dieses Metier, oder unterrichtete mich Herr Dudoyer, der vielleicht einen andern Nachfolger in Petto hatte, schlecht; genug, ich erwarb mir die dazu nöthige Kenntnisse nur langsam und unzulänglich, und der vielleicht mit Fleiß verwikelte Rechnungsstyl wollte mir nie recht zu Kopfe gehen. Jedoch, ohne eben das feine der Sache gelernt zu haben, wußte ich den Schlendrian gut genug, um eine Rechnung so ziemlich führen zu können. Ich fieng sogar an, mein Amt zu verwalten; ich führte die Rechnung und hatte die Casse unter den Händen; ich gab und empfieng Geld, EmpfangScheine ꝛc. und ob ich gleich eben so wenig Geschmak als Talent für dieses Metier hatte, so entschloß ich mich doch, (reifere Jahre fiengen an, mich klüger zu machen) meinen Widerwillen zu überwinden, und mich ganz meinem Dienste zu widmen. Als ich eben anfieng, mich in dieß Joch hinein zu arbeiten, machte unglüklicher Weise Herr v. F....l eine kleine Reise, während welcher ich seine Casse übernehmen mußte, worinnen jedoch damals nicht mehr als 25 biß 30,000 Franken waren. Von dem Augenblike an, als mir dieses Despositum übergeben wurde, hatte ich keine ruhige Stunde mehr; ich überzeugte mich

mich frühe, und mit der grössesten Zuverlässigkeit, daß ich zum Cassier nicht gebohren wäre. Die unaufhörliche Unruhen und Sorgen mußten den Keim der Krankheit, wo nicht erzeugt, doch genährt haben, in welche ich bald von Herrn v. F . . . ls Rükkunft verfiel.

Ich habe schon in meinem ersten Theil gesagt, daß ich äusserst schwach zur Welt kam. Ein Fehler in meiner Blase verursachte mir in den ersten Jahren fast beständige Harnverstopfungen, und meine Tante Suson, die mich aufzog, hatte unglaubliche Mühe, mich zu erhalten. Doch glükte es ihr: meine starke Liebesbeschaffenheit gewann endlich die Oberhand, und meine Gesundheit befestigte sich während meiner Jugend so sehr, daß ich, jene Schwachheit, deren Geschichte ich erzählt habe, und ein häufiges Brennen in der Blase, eine jedesmahlige Folge der geringsten Erhizung, ausgenommen, 30 Jahr alt wurde, ohne daß mich das mindeste Nachgefühl an meine ehmalige Schwächlichkeit erinnert hätte. Mein Uebel in der Blase äusserte sich das erstemal gleich nach meiner Ankunft in Venedig. Die Ermüdung der Reise und die erschrökliche Hize, die ich ausgestanden hatte, erneuerten dieses Brennen und zogen mir heftige NierenSchmerzen zu, welche mich erst mit dem Anfange des Winters

ver=

verliessen. Nachdem ich mit der Paduanerin zu thun gehabt hatte, glaubte ich schon verlohren zu seyn, und doch fühlte ich nicht die geringste Unbequemlichkeit. Nach meiner Schäferstunde bey Julietta, wo ich mich mehr in der Einbildung als in der Wirklichkeit erschöpft hatte, befand ich mich besser als jemals. Erst nach Diderot's Gefangennehmung meldeten sich die Nierenschmerzen wieder in ihrer ganzen Heftigkeit. Ich hatte mir die Erneuerung dieses Uebels durch mein starkes Laufen nach Vincennes in der entsezlichen Sonnenhize zugezogen. Seit dieser Zeit habe ich meine erste Gesundheit nie wieder erlangt.

In dem Zeitpunkte, von welchem ich hier rede, hatte vielleicht die widerliche Arbeit, welche die vermaledeyte Cassen mir verursachten, mich so angegriffen, oder was sonst die Ursache seyn mochte; genug ich war übler daran als jemals, und mußte 5 oder 6 Wochen in dem traurigsten Zustande, den man sich denken kan, in meinem Bette zubringen. Madame D...n schikte mir den berühmten Morand, der mir troz seiner Geschiklichkeit und der Leichtigkeit seiner Hand unglaubliche Schmerzen verursachte. Er gab mir den Rath, Daran rufen zu lassen, der mir endlich auch Erleichterung verschafte. Madame D...n hatte Moranden gefragt, was er von meinen Umständen

ständen hielte, und dieser hatte erklärt, daß ich über sechs Monate nicht mehr leben könnte. Sein Ausspruch kam mir zu Ohren. Ich fieng an, über meine Lage ernsthaft nachzudenken und fand, daß es unverzeihliche Thorheit seyn würde, wenn ich die noch übrige wenige Tage meines Lebens einem Dienste aufopfern, gegen welchen ich einen unbegreiflichen Widerwillen fühlte, wenn ich das drükende Joch abgeschmakter Geschäfte biß an den Rand des Grabes schleppen wollte. Wie sollte ich überdieß die strenge Grundsäze, welche ich kaum angenommen hatte, mit einem Stande vereinigen, mit welchem sie sich so wenig vertrugen? wars nicht zum Lachen, daß ein Cassier eines Receveur General Uneigennüzigkeit und Armuth predigte? Diese Ideen gährten während meines Fiebers so gut in meinem Kopfe, prägten sich ihm so kräftig ein, daß nachher nichts diesen Eindruck zu tilgen vermochte. Während meiner Wiederherstellung prüfte ich mich über das, was während meiner Krankheit in mir vorgegangen war und hatte Ursache, die Entschlüsse, welche Fieberwahnsinn mich hatte fassen lassen, bey kaltem Blute zu genehmigen. Ich that Verzicht für immer auf Glük und Emporkommen. Fest entschlossen, die wenige Zeit, die mir noch zu leben übrig bliebe, in Unabhängigkeit und Armuth zuzubringen, strengte ich alle Kräfte meiner Seele an, die Ket-

te des Vorurtheils zu zerbrechen, und alles was mir gut däuchte, muthig zu thun, ohne mich um das Urtheil der Menschen zu bekümmern. Die Hindernisse welche ich zu bekämpfen hatte, und die Mühe welche ich anwenden mußte, sie zu besiegen, sind unglaublich. Es glükte mir so viel möglich, und besser als ich selbst gehoft hatte. Hätte ich mit dem Joche des Vorurtheils auch das der Freundschaft abgeschüttelt, oder abschüttlen können, so wäre mein Plan, der gröste vielleicht, oder wenigstens der zuträglichste für die Tugend, den je ein Sterblicher gemacht hat, völlig ausgeführt gewesen. Aber während ich die unsinnige Urtheile der sogenannten Grossen und der sogenannten Weisen mit Füssen trat, ließ ich mich von meinen sogenannten Freunden unterjochen und gängeln wie ein Kind. Es ärgerte diese Leute, mich eine eigene neue Bahn betreten zu sehen, und unter dem Scheine, mich glüklich machen zu wollen, arbeiteten sie daran mich lächerlich zu machen. Sie untergruben meine Würde, um meinen guten Namen zu stürzen. Nicht so wohl mein litterarischer Ruhm, als vielmehr meine persönliche Umwandlung zog mir ihre Eifersucht zu. Sie würden mir es vielleicht vergeben haben, daß ich als Schriftsteller glänzte; aber das konnten sie mir nicht verzeihen, daß ich durch meine Aufführung ein Beyspiel gab, was einen Vorwurf für

sie zu enthalten schien. Ich war für die Freundschaft gebohren, mein nachgebender und sanfter Character nährte ohne Mühe diese himmlische Pflanze. So lange ich unbekannt war, hatte ich nicht einen einzigen Feind: wer mich kannte, liebte mich. Aber so bald ich mir einen Namen gemacht hatte, so hatte ich auch keine Freunde mehr. Dieß war für mich traurig, aber trauriger noch war für mich das, daß Leute mich umrigten, welche so sich nannten und die heilige Rechte der Freundschaft dazu mißbrauchten mich zu verderben. Die Folge dieser Schrift wird diesen schändlichen Plan entwiklen. Ich zeige hier nur den Anfang, bald wird man seine erste Würkungen sehen. In der Unabhängigkeit, in welcher ich leben wollte, mußte ich doch zu leben haben. Ich sann hierzu ein sehr einfaches Mittel aus, nähmlich: Musik blattweise für Geld abzuschreiben. Hätte ich durch irgend eine wichtigere Beschäftigung die nähmliche Absicht erreichen können, so würde ich diese ergriffen haben. Aber da diese Beschäftigung so ganz nach meinem Geschmake war und zugleich das vorzügliche hatte, daß ich durch sie in keine persönliche Abhängigkeit versezt würde, und doch mein tägliches Brod verdienen konnte, so hielte ich mich daran. Weil ich für keine Zukunft mehr sorgen zu müssen glaubte, so brachte ich die Eitelkeit des Cassiers eines Financiers

zum

zum schweigen, und wurde Noten-Abschreiber. Ich glaubte bey dieser Wahl gewonnen zu haben, und auch in der Folge bereute ich sie so wenig, daß ich vielmehr dieses Metier nur gezwungen verließ, und bald möglichst wieder ergrief.

Die Aufnahme meiner ersten Abhandlung erleichterte mir die Ausführung meines Entschlusses um vieles. Als sie den den Preiß davon getragen hatte, nahm Diderot es über sich, sie druken zu lassen. Während ich in meinem Bette war, schrieb er mir ein Billet, um mir die Herausgabe und die Würkung derselben zu melden, „sie ist ausserordentlich,“ schrieb er mir, „man hat kein Beyspiel von einer ähnlichen Auf„nahme.“

Dieser ungesuchte Beyfall, einem ganz unbekannten Schriftsteller ertheilt, überzeugte mich zuerst von meinem Talente, an dem ich bis daher, troz meines innern Gefühls noch immer gezweifelt hatte. Ich fand, daß ich aus dieser glüklichen Stimmung des Publikums für meine neugewählte Lebensart Vortheile ziehen könnte. Es war vorauszusehen, daß ein Copist von einigem wissenschaftlichen Ruhme keinen Mangel an Arbeit leiden konnte.

So wie meine Entschliessung gefaßt und unabänderlich war, schrieb ich ein Billet an Hrn. von

von F . . . l, um sie ihm zu melden, ihm und Madame D . . . n für all ihre Güte zu danken, und sie um ihre Kundschaft zu bitten. F . . . l, wußte nicht, was Er aus dem Billet machen sollte, und schrieb es einer fiebrischen Phantasie zu. Er kam sogleich zu mir; aber er fand meinen Entschluß so fest, daß er ihn nicht erschüttern konnte. Er sagte Madame D . . . n und jedermann, daß ich ein Narr geworden seye; ich ließ sie reden und gieng meinen Gang fort. Ich fieng meine Reform bey meinem Puze an: ich schafte alle Borden und die weise Strümpfe ab; nahm eine runde Perüke, legte den Degen ab, verkaufte meine Uhr. „Dem Himmel sey „Dank," sagte ich zu mir selbst, mit einer unbeschreiblichen Freude, "nun brauch ich nicht „mehr zu wissen, wie viel Uhr es ist." Herr v. F . . . l hatte die Artigkeit, noch ziemlich lange zu warten, ehe er seine Casse jemand anders übertrug. Endlich, als er sahe, daß mein Entschluß fest genommen war, übergab er sie Herrn v. Alibard, ehemaligem Hofmeister des jungen, C . . . r der in der Botanic durch seine Flora Parisiensis bekannt ist. *) So streng ich auch alles abschafte,

*) Ich zweifle nicht, daß F . . . l und seine Parthie die Sache jezt ganz anders erzählen werden; aber ich

te, was irgend zum Pracht-Aufwand gehörte, so erstrekte sich doch anfangs diese Reforme nicht auf meine Wäsche. Ich hatte sie noch von Venedig her sehr schön und zahlreich, und hatte von jeher für diesen Artikel eine besondere Anhänglichkeit. Sie war anfänglich ein Gegenstand meiner Liebe zur Reinlichkeit gewesen, und nach und nach ein Gegenstand des Luxus geworden, der mich immer viel Geld kostete. Ein Unbekannter erwieß mir die Gefälligkeit, mich auch von dieser Anhänglichkeit loszumachen. Den Tag vor Weyhnachten, während die Gouvernantinen in der Vesper und ich im Concert Spirituel waren, erbrach man die Thüre eines Bodens, wo unsere ganze Wäsche zum Trocknen aufgehängt war. Man stahl alles, unter andern 42 Hemder, von sehr feiner Leinwand, die mir gehört hatten, und den grösten Theil meines Weiszeugs ausmachten. Der Beschreibung zufolge, welche unsere Nachbarn uns von einem Manne machten, den man ungefähr zur nähmlichen Zeit mit einem Pack beladen aus unserm Hause hatte gehen sehen, hatten Therese und ich

---

ich berufe mich auf das, was er damals und lange nachher, biß zur Formirung des Complots, jederman sagte, wessen sich verständige und rechtschaffene Leute noch gar wohl erinnern werden.

ich ihren Bruder im Verdachte, der als ein sehr liederlicher Pursch bekannt war. Die Mutter gab sich alle mögliche Mühe, uns diesen Argwohn zu benehmen, aber es waren zu viele Anzeigen gegen diesen Menschen, und so blieben wir denn auf unserer Meynung. Ich wollte keine genaue Nachforschungen anstellen, weil ich fürchtete, mehr zu erfahren, als ich wünschte. Dieser Bruder Theresens kam nicht mehr zu mir, und verschwand endlich ganz. Ich beklagte mein und Theresens Schiksal, einer so gemischten Familie anzugehören, und ermahnte sie mehr als jemals, ein so gefährliches Joch abzuschütteln. Diese Geschichte heilte mich von der Leidenschaft für schönes Weißzeug; von dieser Zeit an trug ich kein anderes, als sehr gemeines, das mit meiner übrigen Kleidung besser übereinstimmte.

Als ich auf diese Art meine Reform vollendet hatte, so dachte ich jezt blos darauf, ihr eine bleibende Dauer zu verschaffen, indem ich aus meinem Herzen vollends alles das entwurzelte, was noch von der Meynung der Menschen zu viel abhieng und durch die Furcht des Lächerlichen, von dem was an sich gut und vernünftig war, hätte abbringen können. Meine Schrift machte Aufsehen und mein Entschluß nicht weniger; beydes verschafte mir viele Kunden, so

daß ich mein Metier mit ziemlich gutem Erfolge anfieng. Doch gieng die Sache noch weit nicht so gut, als wohl unter andern Umständen geschehen seyn würde, und zwar aus mehreren Ursachen. Erstens war ich kränklich. Der Anfall, von dem ich mich so eben erholte, hatte Folgen, bey denen ich meine vorige Gesundheit nie wieder erlangte, und ich glaube, daß die Aerzte, die mich behandelten, mir eben so viel schadeten als die Krankheit. Ich consultirte nach einander Morand, Daran, Helvetius Malouin, Thyerri. Alles grosse Aerzte, alle meine Freunde, aber das half mir nichts. Ihre Curen schaften mir keine Erleichterung, sondern schwächten mich zusehends. Ich wurde nach den Regeln der Kunst von Tag zu Tag magerer, gelber, schwächer. Meine Einbildungskraft wurde durch ihre Bedenklichkeiten täglich zu schwärzern Vorstellungen aufgereizt. Ich fieng an, meinen Zustand nicht nach den Kräften meiner Natur, sondern nach der Wirkung ihrer Arzneyen zu beurtheilen. Weil diese mich immer kränker machten, glaubte ich mich unheilbar. Eine traurige Perspektive mahlte sich meinem furchtsamen Auge: eine Reyhe von Schmerzen, Harnverstopfungen, Griesbeschwerden, Steinschmerzen, und das Ende aller dieser Leiden, der Tod. Alles was andere gewöhnlich zu erleichtern pflegt, Ptisanen,

Bäder, Aderlässe, verschlimmerte mein Uebel. Als ich sahe, daß Daran's Sonden, das einzige wirksame Mittel unter so unzähligen unwirksamen, ohne die ich nicht mehr leben zu können glaubte, selbst nur für Augenblicke mir Erleichterung gaben, schaffte ich mir mit grossen Kosten einen ungeheuren Vorrath von Sonden an, um für mein ganzes Leben, auch dann, wenn Daran nicht mehr seyn würde, damit versehen zu seyn. In den 8 oder 10 Jahren, während welcher ich mich ihrer so häufig bediente, muß ich, die, welche ich noch habe, miteingerechnet, für 50 Louis'dor Sonden gekauft haben.

Man begreift leicht, daß eine so theure, so schmerzliche, so beschwerliche Behandlung mich nicht ohne Zerstreuung arbeiten lassen konnte, und daß ein Sterbender keinen ausserordentlichen Eifer anwendet, sein tägliches Brod zu erwerben. Eine andere Abhaltung waren die litterarische Beschäfftigungen, welche mich nicht weniger an meiner täglichen Arbeit hinderten. Kaum erschien meine Abhandlung, als die Vertheidiger der Wissenschaften alle auf einmal, wie auf ein gegebenes Zeichen, auf mich einstürmten. Es verdroß mich, daß so manche erbärmliche Kunstjüngerlein sich anmaßten, aus dem übermüthigen Tone eines Meisters mit mir zu sprechen, und eine

Frage entscheiden zu wollen, welche sie nicht verstanden. Ich ergrief die Feder, und behandelte einige so, daß sie gewiß die Lacher nicht auf ihrer Seite hatten. Ein gewiser Herr Gautier von Nancy, war der erste, der mir unter die Feder kam. Er wurde in einem Briefe an Herrn G.... hart von mir mitgenommen. Der zweyte war der König Stanislaus selbst, der mich würdigte, gegen mich in den Schranken aufzutretten. Die Ehre, die er mir dadurch erwieß, zwang mich, meinen Ton gegen ihn in etwas zu ändern. Ich antwortete ihm ernsthaft, aber nicht weniger stark. Ich widerlegte die Schrift, ohne zu vergessen, daß ich dem Verfasser Hochachtung schuldig war. Ich wußte, daß ein Jesuit P. De Menou daran gearbeitet hatte. Da ich meinem Gefühle zumuthen durfte, zu unterscheiden, was der König und was der Mönch geschrieben hatte, so nahm ich das, was ich für Arbeit des Jesuiten hielt, ohne Schonung durch, unter andern einen Anachronismus, der wohl von niemand als von Sr. Hochwürden kommen konnte. Dieses Werk, was, ich weiß nicht warum? weniger Aufsehen gemacht hat, als meine andere Schriften, ist bis jezt einzig in seiner Art. Ich ergrief die Gelegenheit, die sich mir anbot, das Publikum zu lehren, wie ein Bürger die Sache der Wahrheit selbst gegen einen Fürsten verthei-

vertheidigen könne. Es ist schwer, zu gleicher Zeit stolzer und doch respectvoller zu schreiben, als ich ihm antwortete. Ich hatte das Glük, mit einem Gegner zu thun zu haben, dem ich ohne Schmeicheley die Achtung bezeugen konnte, welche mein Herz für ihn fühlte, was ich denn auch mit ziemlich guten Erfolge, aber immer mit Würde that. Meine Freunde zitterten für mich und glaubten mich schon in der Bastille zu sehen; ich befürchtete dieß keinen Augenblik, und hatte Recht. Dieser gute Fürst sagte, nachdem er meine Antwort gelesen hatte: „Ich habe meinen „Theil, ich reibe mich nicht mehr an ihm!“ Von der Zeit an erhielt ich verschiedene Beweise seiner Achtung und seiner Gnade, wovon ich bey Gelegenheit einiges anführen werde. Meine Antwort durchlief ruhig Frankreich und Europa, ohne daß jemand etwas daran zu tadeln gefunden hätte.

Einige Zeit nachher bekam ich einen andern Gegner, welchen ich mir nicht vermuthet hatte: Den nähmlichen Herrn Bordes von Lyon, der mir 10 Jahre vorher viele Freundschaft und mehrere Dienste erwiesen hatte. Ich hatte ihn nicht vergessen, aber ihn aus Faulheit vernachlässiget; insbesondere hatte ich versäumt, ihm meine Schriften zu schiken, freylich aus keinem an-

dern Grunde, als weil nicht gerade eine Gelgenheit sich mir aufgedrungen hatte, dieß zu thun. Ich hatte also Unrecht, und er grief mich, jedoch höflich, an, ich antwortete ihm eben so. Seine Antwort war in einem entscheidenderem Tone abgefaßt. Ich nahm hievon Anlaß, noch einmal gegen ihn zu schreiben; nun schwieg er. Aber er wurde mein heftigster Feind, benuzte die Periode meines Unglüks, um schändliche Pasquillen gegen mich zu schreiben, und machte einst eine Reise nach London, einzig um mir zu schaden.

Diese Federkriege machten mir viele Mühe, und raubten mir viele Zeit, welche ich zum Notenschreiben hätte benuzen können; die Wahrheit gewann dabey wenig, und mein Beutel noch weniger. Pisot, damals mein Verleger, gab mir immer sehr wenig, und oft gar nichts für meine Brochuren; so bekam ich zum Beyspiel keinen Heller für meine erste Abhandlung. Diderot hatte sie ihm unentgeltlich gegeben, das wenige, was er mir gab, mußte ich durch Warten verdienen, und Kreuzerweise von ihm ziehen; unterdessen gieng das Notenschreiben nicht vorwärts, ich trieb zweyerley Gewerbe und trieb beyde schlecht.

Sie vertrugen sich auch noch überdieß, wegen

der

der verschiedenen Lebensart, wozu sie mich zwangen, nicht mit einander. Die gute Aufnahme meiner ersten Schriften hatte mich Mode gemacht. Meine Lebensart erregte allgemeine Neubegierde: man wollte den sonderbaren Mann kennen lernen, der sich um niemanden bekümmerte, und nichts suchte, als frey und zufrieden nach seiner Art leben zu können: das war genug, dem armen Anachoreten seine Glükseligkeitsplane zu vereiteln. Mein Zimmer wurde nie leer von Leuten, die unter verschiedenen Vorwänden über meine Zeit nach Gutdünken verfügten. Die Damen wandten tausend Kunstgriffe an, um mich zu ihren Dinees zu bekommen. Je schnöder ich die Leute behandelte, desto hartnäkiger waren sie, ich konnte doch nicht jedermann abweisen. Auf der einen Seite machte ich mir, durch meine abschlägige Antworten, Feinde, und auf der andern wurde ich ein Sclave meiner Nachgiebigkeit, und wie ich die Sache angreifen mochte, so hatte ich doch den ganzen Tag nicht Eine Stunde für mich.

Jezt erst fühlte ich, daß es nicht so leicht ist, arm und unabhängig zu seyn, als ich mirs Anfangs vorgestellt hatte. Ich hatte mir vorgenommen, von meiner Arbeit zu leben; das Publikum wollte es nicht. Man erdachte tausend kleine

Schleichwege, mir die Zeit zu vergüten, um welche man mich brachte. Bald hätte es Noth gethan, mich wie ein Hannswurst, ums Geld sehen zu lassen. Ich kenne kein erniedrigenderes und härteres Joch als dieses, und ich wußte kein anderes Mittel dagegen, als alle grosse und kleine Geschenke auszuschlagen und bey Niemanden, wer es auch seyn mochte, hievon eine Ausnahme zu machen. Dieß zog die Geber immer noch mehr an, jeder wollte die Ehre haben, meinen Widerstand zu überwinden, und mich wider meinen Willen zu verbinden. Mancher, der mir auf meine Bitte keinen Thaler vorgestreckt hätte, wurde mir jezt mit seinen Dienstbezeugungen überlästig, und schrie aus Rache meine Weigerungen für Stolz und Eitelkeit aus.

Man kann leicht vermuthen, daß die Lebensart, welche ich ergriffen hatte, und das System, was ich befolgen wollte, den Beyfall der Madame le Vasseur nicht hatte. So uneigennützig immerhin die Tochter war, so mußte sie doch den Leitungen ihrer Mutter nachgeben, und meine Gouvernantinen, wie Gauffecourt sie nannte, schickten die Geschenke nicht immer so strenge zurück, wie ich. Obwohl man mir manches verhehlte, so sah ich doch genug, um einzusehen, daß ich nicht alles sahe. Diese Entdeckung

verdroß

verdroß mich, nicht sowohl wegen des Vorwurfs so vieler Nachsicht, welchen ich voraus sahe, als vielmehr wegen des peinigenden Gedankens, nicht Herr meiner Wohnung und meiner Selbst seyn zu sollen. Ich bat, ich beschwor, ich zankte, aber alles half nichts; die Mutter hieß mich einen ewigen Zanker, einen wunderlichen seltsamen Mann. Immer hatte sie mit meinen Freunden etwas zu zischlen, alles in meiner Haushaltung hielt man vor mir geheim und verborgen, und um mich nicht immer neuen Stürmen auszusezen, mochte ich zulezt nach nichts mehr fragen. Ich hätte mehr Festigkeit haben müssen, als ich hatte, um mich diesem Gewirre zu entziehen. Ich konnte wohl schreyen, aber nicht handlen; man ließ mich reden, und that, was man wollte.

Dieser ewige häusliche Krieg und der tägliche Ueberlast, dem ich ausgesezt war, verleideten mir endlich meine Wohnung, und den Aufenthalt in Paris. So oft meine kränkliche Umstände mir erlaubten zu gehen, so oft ich mich des Zudringens meiner Bekannten, welche mich da oder dort hinziehen wollten, erwehren konnte, gieng ich allein spazieren, dachte hier meinem grossen Systeme nach, und entwarf einiges davon auf dem Papier, zu welchem Ende ich immer ein weisses Buch und Bleystift bey mir hatte. Auf diese Art wurde ich,

während ich mich von den tausend Unannehmlichkeiten meines neuen selbstgewählten Standes, zu erholen und zu zerstreuen suchte, vollends ganz in das Gebiet der Litteratur gezogen, welchem ich zu entgehen gesucht hatte. Und eben deswegen tragen auch alle meine frühere Werke das Gepräge der üblen Laune, mit der ich sie ausarbeitete.

Noch ein anderer Umstand trug bey meinen Schriften jene auszeichnende Bitterkeit zu geben. Mein feindseliges Schiksal hatte mich in die grosse Welt geworfen, aber es hatte mir die Gabe versagt, den Ton der grossen Welt anzunehmen, und die Nachsicht, ihn an andern zu dulden. Ich schuf mir also meinen eigenen. Ich verzweifelte, meiner einfältigen Furchtsamkeit je Herr zu werden, meine Schüchternheit zu überwinden, welche jeden Augenblik gegen die Geseze des Wohlstandes mich anstossen ließ; um beherzt zu werden fieng ich an, diese Geseze mit Füssen zu treten. Um nicht ungerächt mich verachten zu lassen, verachtete ich selbst. Aus Schaam wurde ich ein caustischer Cyniker. Ich affektirte die Höflichkeit zu verachten, welche ich nicht auszuüben wußte. Zwar veredelte sich diese Rohigkeit, die unmittelbare Frucht meiner neuen Grundsäze, in meiner Seele, und nahm hier die Gestalt der unerschrokenen Tugend an, und ich darf es frey sagen, auf dieser erhabenen Grundlage

ge erhielt sie sich besser und länger, als man von einer meinem Charakter so ganz entgegen gesezten Würkung hätte erwarten sollen. Indessen spielte ich troz des Rufs der Misantropie, in welchen mich mein Aeusseres und einige glükliche Einfälle gesezt hatten, meine Rolle unter Freunden nicht sonderlich. Sie konnten diesen so wilden Bären wie ein Lamm leiten: ich war nie im Stande, irgend jemanden etwas unangenehmes zu sagen, und schränkte meine Sarkasmen immer auf zwar harte, aber allgemeine Wahrheiten an.

Der Devin du Village vollendete meinen Ruf, und bald war in ganz Paris kein Mensch gesuchter als ich. Die Geschichte dieses Stüks, was Epoche macht, hängt genau mit meinen damaligen Bekanntschaften zusammen. Ich muß mich etwas weitläuftiger dabey aufhalten, um in dem folgenden verständlich zu werden.

Ich hatte eine ziemliche Menge von Bekannten aber zween einzige gewählte Freunde, Diderot und G. . . . . Ich wünsche immer alles, was ich liebe, zu vereinigen, und war zu sehr Freund dieser beeden, als daß sie es nicht auch bald von einander geworden wären. Ich brachte sie in Verbindung; sie gefielen und verbanden sich bald inniger mit einander, als mit mir. Diderot hatte unzähliche Bekanntschaften, aber G. . . . als

neu

neu angekommener Fremdling mußte erst welche machen. Ich gab mir alle Mühe, ihm solche zu verschaffen. Ich hatte ihn schon mit Diderot bekannt gemacht, und that das nähmliche mit Gauffecourt. Ich führte ihn bey Fr. von E...x, bey Madame D...y, bey dem Baron von H...k mit welchem ich fast wider meinen Willen in Verbindung stand, ein. Alle meine Freunde wurden die seinige, das war ganz natürlich: aber keiner der seinigen wurde je der meinige; dieß war es weniger. Während er beym Grafen v. F.... wohnte, speißten wir einigemale bey ihm; aber nie zeigte mir der Graf v. F.... noch der Graf v. S...g, Verwandter des vorigen, mit welchem G.... sehr genau bekannt sogar vertraut war, noch irgend eine der männlichen oder weiblichen Bekanntschaften, in die G... durch jene kam, weder die geringste Freundschaft noch Wohlwollen. Ich nehme hier den einzigen Abbe Raynal aus, der, obgleich G.....s Freund, auch der meinige war, und mir bey Gelegenheit seine Börse mit einer seltenen Großmuth anboth. Aber ich kannte den Abbe Raynal lange vorher, ehe ich G.... kennen lernte, und war immer sein Freund, seit er einst, bey einer zwar geringen Gelegenheit, die ich ihm aber nie vergessen werde, mich auf eine edle und schöne Art behandelte. Dieser Abbe v. Raynal ist gewiß

ein

ein warmer Freund. Er gab fast um die nähmliche Zeit, von der ich rede, bey eben diesem G..., mit dem er genau verbunden war, mir einen Beweiß davon. G... ließ sich, nachdem er einige Zeit als guter Freund mit Mademoiselle F.... umgegangen ware, auf einmal beygehen, sich sterblich in sie zu verlieben, und C...r, verdrängen zu wollen. Die Schöne sezte etwas darein, die Beständige zu spielen und wieß ihren neuen Liebhaber ab. Dieser nahm die Sache tragisch auf, und ließ sich einfallen, daran sterben zu wollen. Er verfiel auf einmal in die sonderbarste Krankheit, von der man vielleicht je gehört hat. Er brachte Tag und Nacht in einer beständigen Schlafsucht zu, seine Augen waren zwar offen, sein Puls schlug gut, aber er sprach nicht, aß nicht, rührte sich nicht, manchmal schien er wohl zu hören, aber er antwortete nicht, selbst nicht durch Zeichen, übrigens lag er ohne Convulsionen, ohne Schmerzen, ohne Fieber immer wie ein Todter da; der Abbe Raynal und ich wachten wechselsweise bey ihm. Der Abbe, stärker und gesünder als ich, bewachte ihn bey Nacht, und ich bey Tag. Wir verliessen ihn nie zugleich; wenn der eine gieng, so war der andere schon da, um ihn abzulösen. Graf v. F.... war über diesen Zustand unruhig, und ließ den berühmten Senac kommen, welcher aber nach genauer Untersuchung versicherte, daß die

Krank-

Krankheit von keiner Bedeutung wäre. Er verordnete nichts. Meine Angst für meinen Freund liess mich die Miene des Arzts genau beobachten, und ich sah, daß er beym Weggehen lächelte. Unterdessen blieb der Kranke noch einige Tage unbeweglich liegen, nahm weder Brühe noch sonst etwas zu sich, ausser einigen eingemachten Kirschen, die ich ihm von Zeit zu Zeit auf die Zunge legte, und die er sehr gut verschlukte. Einst an einem schönen Morgen stand er auf, kleidete sich an, und sezte seine gewöhnliche Lebensart wieder fort, ohne daß er nachher jemals weder mit mir, noch, so viel ich weiß, mit dem Abbe Raynal noch mit sonst jemanden von dieser sonderbaren Schlafsucht, noch von der Mühe, die wir während derselben mit ihm gehabt hatten, sprach.

Diese Geschichte machte Lärmen, und in der That wäre der Tod eines Mannes, aus Verzweiflung über die Grausamkeit eines Opernmädchens, eine äusserst wunderbare Begebenheit gewesen. Diese schöne Leidenschaft machte G . . . . . n bekannt; jedermann hielt ihn für ein Wunder der Liebe, der Freundschaft, der Anhänglichkeit jeder Art. Diese Meynung machte ihn in der grossen Welt gesucht und angesehen, und sobald er war, wo er wollte, entfernte er sich von mir. Ich war, wie man zu sagen pflegt, nur sein Nothnagel gewesen. Bald

war

war er für mich ganz verlohren, denn alle jene lebhafte Gefühle, mit denen er sich zierte, hatte ich, wiewohl nur in der Stille, für ihn. Ich mochte es wohl leiden, daß er sein Glük in der Welt machte, aber ich wünschte nicht, daß er darüber seinen Freund vergäße. Einst kamen wir auf diesen Gegenstand zu sprechen: „G . . . ., sagte ich, „Sie vernachläßigen mich, aber ich verzeyhe es Ihnen. Wenn die erste Trunkenheit des lermenden „Beyfalls vorüber seyn wird, und Sie Leere fühlen werden, so hoffe ich, sie werden wieder zu mir „zurük kommen, und ich gebe Ihnen mein Wort, „Sie sollen mich immer wieder finden. Thun Sie „jezt Sich keinen Zwang an! ich lasse Sie ganz frey, „und erwarte Sie.“ Er sagte mir, daß ich Recht hätte, bediente sich meiner Erklärung und machte es so bunt, daß ich ihn nachher nie wieder anders, als in Gesellschaft unserer gemeinschaftlichen Freunde sah.

Unser vorzüglichster Vereinigungs-Punkt, ehe er mit Madame D . . . y so genau bekannt wurde, wie in der Folge würklich geschah, war das Hauß v. H. . . . k. Dieser Baron war der Sohn eines Parvenu, und hatte ein grosses Vermögen, dessen er sich auf eine edle Art bediente. Er nahm Leute von Verdiensten und Gelehrsamkeit bey sich auf: seine Wissenschaften und Kenntnisse berech-

tigten ihn selbst zu einem Plaze unter ihnen. Da er seit langer Zeit mit Diderot in Bekanntschaft war, so hatte er mich durch Zuthun des leztern schon vorher, ehe mein Nahme bekannt geworden war, an sich zu ziehen gesucht. Ein natürlicher Widerwillen scheuchte mich lange von ihm zurück. Als er einst mich um die Ursache hievon fragte, sagte ich ihm: „Sie sind mir zu reich.“ Er ließ nicht ab und siegte endlich über meine Bedenklichkeiten. Zu meinem grösten Unglüke konnte ich nie Liebkosungen widerstehen, und nie habe ich mich bey dieser Nachgiebigkeit gut befunden. Eine andere Bekanntschaft, welche zur Freundschaft heranwuchs, sobald ich Ansprüche darauf machen konnte, war die mit Hrn. Duclos. Ich hatte ihn schon vor mehrern Jahren in C . . . e bey Madame D . . . y, mit der er sehr gut stund, das erstemal gesehen. Da er damals am nähmlichen Tage wieder abreißte, so sah ich ihn nur bey dem Mittagessen, doch sprach ich nach demselben einige Augenblike mit ihm. Madame D . . . y hatte mit ihm von mir und meiner Oper gesprochen. Duclos war ein Mann von zu grossen Talenten, als daß er nicht diejenige hätte lieben sollen, die welche besassen. Er faßte eine günstige Meinung von mir, und bat mich, ihn zu besuchen. So sehr ich vorher schon für den Mann eingenommen war, so sehr diese Gesinnung durch die persönliche Bekannt-

kanntschaft an Stärke gewonnen hatte, so hielten mich doch meine Blödigkeit und meine Trägheit so lange zurük, als ich kein anderes Recht auf seinen Umgang hatte, als was seine Gütigkeit mir gab. Aber, aufgemuntert durch den Beyfall, den meine erste Schrift erhielt, und durch sein Lob, welches mir zu Ohren kam, gieng ich ich endlich hin, ihn zu besuchen; er kam zu mir, und so fieng sich unter uns die Verbindung an, welche ihn mir ewig theuer machen wird. Seine Bekanntschaft und das Zeugniß meines eigenen Herzens überzeugten mich, daß Biederheit und Rechtschaffenheit zuweilen mit Gelehrsamkeit verbunden seyn können.

Eine Menge neuer Bekanntschaften, waren die Folge des Beyfalls, welchen meine erste Versuche erhielten. Sie vergiengen mit der Neugierde, deren Würkung sie gewesen waren, und das war kein Wunder. Man brauchte mich nur einmal zu sehen, um mich genug gesehen zu haben. Wer mich heute sahe, für den hatte ich morgen nichts neues mehr. Eine Dame, die um die nähmliche Zeit meine Bekanntschaft machte, hielt indessen länger, als alle andere aus. Dieß war die Fr. Marquisin v. C r e q u i, Nichte des M a l t h e s i s c h e n Gesandten Hrn. Comenthurs v. F r o u l a y. Sein Bruder war vor dem Hrn. v. M . . . . Ge-

sandter in Venedig gewesen; ich hatte ihm nach meiner Rückkunft aus Italien aufgewartet. Madame v. Crequi schrieb mir; ich gieng zu ihr, sie wurde mir gewogen. Ich speißte einigemal dort zu Mittag, und traf mehrere Gelehrte an, unter andern Hrn. S...., den Verfasser des Spartacus, des Barnevelt rc. der nach der Zeit mein unversöhnlicher Feind wurde, ohne daß ich mir eine andere Ursache denken kann, als daß ich den Nahmen eines Mannes führe, welchen sein Vater grausam genug verfolgt hat.

Man sieht wohl, daß ich für einen Copisten, der vom Morgen bis an den Abend mit seinem Metier beschäftigt seyn muß, wenn er etwas erwerben will, ziemlich viel Zerstreuung hatte. Freylich war mein Tagwerk auf diese Art nicht sehr einträglich, weil ich noch überdieß das, was ich schrieb, unter den tausend Stöhrungen nicht mit Aufmerksamkeit, folglich nicht gut schreiben konnte. Das Ausstreichen und Radiren meiner Fehler, oder wenn ich gar meinen Bogen neu anfangen mußte, raubte mir vollends über die Hälfte der Zeit, die ich noch frey behielt. Diese Unannehmlichkeit machte mir Paris von Tag zu Tag unerträglicher, und ich sehnte mich mit Begierde nach dem Lande. Ich brachte mehrere male einige Tage zu Marcoussis zu, wo Mad. le

Vasseur den Vicarius kannte, bey welchem wir uns dann alle so einrichteten, daß es ihm nicht zur Last wurde. G... machte einmal die Parthie mit. *) Der Vikarius hatte eine gute Stimme, sang gut, und, ohne daß er die Musik verstand, lernte er seine Parthie mit sehr vieler Leichtigkeit und Präcision. Wir vertrieben uns hier die Zeit, indem wir die Trio's, die ich zu C...r gemacht hatte, sangen. Ich machte auch 2. oder 3. neue, auf einen ziemlich mittelmässigen Text, welchen G... und der Vikarius gemacht hatten. Ich kann mich hier nicht enthalten, diese Trio's, welche in den Augenblicken der lautersten Freude gemacht und gesungen wurden, und die ich nebst meinem übrigen sämtlichen Musicalienvorrathe zu Wotton zurükließ, zu bedauren; vielleicht hat Mdmelle Davenport ihre Haare darauf gewickelt; aber sie verdienten aufbehalten zu werden

 und

*) Da ich vergessen habe, eine kleine aber merkwürdige Geschichte zu erzählen, die ich eines Morgens, da wir an dem Bronnen zu St. Vandrille zu Mittag essen wollten, mit gedachtem Herrn H... hatte, so will ich sie nicht wieder zurükholen; aber so oft ich in der Folge daran dachte, schloß ich, daß er schon damals in seinem Herzen das Complot gebrütet haben muß, was er nach der Zeit mit so erstaunlichem Erfolge ausgeführet hat.

und sind meistens sehr gut contrapunctirt. Nach einer von diesen kleinen Reisen, bey welcher ich das Vergnügen hatte, die Tante recht heiter, recht vergnügt zu sehen, schrieb ich in der Fülle des Wohlbehagens, mit welchem ich zurükgekommen war, an den Vikar in der Eile eine ziemlich wässerigte Epistel in Versen, welche man unter meinen Papieren antreffen wird.

Näher bey Paris hatte ich noch einen andern Aufenthalt, der sehr nach meinem Geschmacke war. Herr Mussard, mein Landsmann, mein Verwandter und mein Freund hatte zu Passy sich einen artigen Landsitz angelegt, wo ich manche recht vergnügte Augenblicke zubrachte. Herr Mussard war ein Juwelier, ein Mann von Verstand, und hatte sich durch seinen Handel ein artiges Vermögen erworben. Seine einzige Tochter war an Hrn. v. Valmalette, den Sohn eines Wechsel-Agenten und Hauß-Hofmeister des Königs verheurathet. Er war so klug gewesen, in seinen alten Tagen den Handel und die Geschäfte aufzugeben, und den Ueberrest seines Lebens der Ruhe und dem Vergnügen zu widmen. Der gute Mussard lebte als wahrer practischer Philosoph ohne Sorgen in einem sehr angenehmen Hause, welches er sich erbaut, und in einem sehr schönen Garten, welchen er mit

eigener

eigener Hand angelegt hatte. Als er einst die Terassen dieses Gartens von Grund aus umgraben ließ, fand er eine Lage von Muscheln und zwar in beträchtlicher Menge. Von da an sahe seine aufgeregte Einbildungskraft in der ganzen Natur nichts als Muscheln, und er glaubte in vollem Ernste, daß die Welt aus nichts als Muscheln und Trümmern von Muscheln bestünde, und die ganze Erde nichts als Muschelstaub wäre. Weil er sich unaufhörlich mit diesem Gegenstande und mit seinen sonderbaren Entdeckungen beschäftigte, so fehlte wenig, daß sie endlich in seinem Kopfe zu einem Systeme, das heißt, zu einer Narrheit gediehen wären. Zum Glück für seinen Verstand, aber zum Unglück für seine Freunde, denen er theuer war, und die bey ihm immer die angenehmste Zuflucht fanden, entriß ihn der Tod seinen Grillen durch die sonderbarste und grausamste Krankheit. Eine immer zunehmende Geschwulst im Magen verhinderte, daß er keine Speise mehr geniessen konnte, ohne daß man lange Zeit die Ursache dieser sonderbaren Beschwerde fand. Nach jahrelangen Leiden starb er endlich Hungers. Ich kann an die lezte Augenblicke dieses unglücklichen und würdigen Mannes nicht ohne Beklemmung zurückdenken. Er empfieng uns, Leniepş und mich, die einzige seiner Freunde, welche der Anblick seiner Leiden bis an die lezte

Stunde seines Lebens nicht von ihm verscheuchte, immer noch mit Vergnügen, und verzehrte gleichsam mit den Augen das Essen, das er uns auftragen ließ. Er selbst konnte nur mit grössester Mühe einige Tropfen Thee geniessen, welche er im Augenblicke nachher wieder von sich geben mußte. Aber wie viele angenehme Stunden habe vor dieser Zeit ~~des Schmerzens ich~~ in dem Zirkel seiner auserlesensten Freunde zugebracht! An ihre Spitze setze ich den Abbe Prevot, einen liebenswürdigen und einfachen Mann, dessen Herz seine, der Unsterblichkeit würdige Schriften, belebte, der weder in seiner Laune, noch in seiner Gesellschaft etwas von dem düstern Colorite hatte, was er seinen Werken gab: den Arzt Procop, einen kleinen liebenswürdigen Esop, welcher ziemlich Vermögen hatte: Boulanger, den berühmten Verfasser des erst nach seinem Tode herausgekommenen Werks über den „Morgenländischen Despotismus„ und der wie ich glaube Mussard's Systeme über die Dauer der Welt weiter ausdehnte. Unter dem Frauenzimmer Mad. D..., die Nichte des V..., welche damals nur ein gutes Weib war, und noch nicht den Schöngeist zu machen angefangen hatte. Mad. Vanloo, zwar nicht schön, aber artig: sie sang wie ein Engel. Fr. v. Valmalette sang auch, und würde, obgleich ein wenig mager, doch

sehr artig gewesen seyn, wenn sie weniger geglaubt hätte es zu seyn. Aus diesen Personen bestand ungefähr die Gesellschaft Hrn. Mussard's, die mir sehr wohl gefallen hätte, wenn seine Tete a Tete's mit seiner Conchyliomanie nicht noch mehr Reitze für mich gehabt hätten, und ich kann sagen, daß ich über 6. Monate, mit eben so viel Vergnügen wie er, in seinem Cabinete gearbeitet habe.

Er hatte immer behauptet, daß der Gesundbrunnen von Passy für meine Umstände zuträglich seyn würde, und ermunterte mich, ihn bey ihm zu trinken. Um mich ein wenig dem Gewühle der Stadt zu entziehen, brachte ich zu Passy 8. oder 10. Tage zu, und befand mich ganz gut darauf, aber ich verdankte dieß nicht dem Mineralwasser, sondern der Landluft. Mussard spielte das Violoncell und liebte die Italiänische Musik leidenschaftlich. Eines Abends sprachen wir vor Schlafengehen lange hievon, und besonders von den Opere buffe. Wir hatten beede sie in Italien selbst gehört und genossen das Andenken daran mit neuem Entzücken. Weil ich diese Nacht gerade nicht schlafen konnte, so dachte ich darüber nach, wie man den Franzosen die Idee eines solchen Schauspiels geben könnte, denn „Ragonden's Liebe„ hatte

gar nichts ähnliches. Morgens auf dem Spaziergang, während ich den Bronnen trank, machte ich in der Schnelligkeit einige Arien, die ich währendem Dichten auch in Musik sezte. Ich schmierte dieß alles in einer Art von gewölbtem Saale, der am äussersten Ende des Gartens lag, so hin, und beym Thee konnte ich mich nicht enthalten, mein neues Machwerk Mussarden und Mademoiselle Duvernoi, seiner Haußhälterin, einem in der That sehr guten und liebenswürdigen Mädchen zu zeigen; die 3. Stücke, die ich skizirt hatte, waren der erste Monolog „j'ai perdu mon serviteur„; die Arie des Devin: l'amour croit, s'il s'inquiete, und das lezte Duo: A jamais, Colin, je t'engage. &c. Ich dachte so wenig daran, daß es der Mühe werth seyn würde, den Gedanken auszuführen, daß ich ohne den Beyfall und die Aufmunterung des einen und der andern mein Brouillon ins Feuer geworfen und nicht mehr daran gedacht haben würde, wie ich schon so oft mit Sachen, die wenigstens eben so gut waren, gethan hatte; aber diese beyden Leute trieben mich so an, daß ich in 6 Tagen mit meinem Schauspiele bis auf etliche Verse fertig war, und die ganze Musik entworfen hatte. In Paris durfte ich nun nur noch etwas weniges an dem Recitativ und einige Ausfüllungen ausarbeiten, was ich denn

auch vollends mit einer solchen Schnelligkeit that, daß in 3 Wochen alle Scenen ins Reine geschrieben waren und das Stück gegeben werden konnte. Nur fehlte noch das Divertissement, das ich aber erst lange Zeit nachher machte.

Ich war von der Composition dieses Dramas erhizt, wünschte recht sehr es zu hören. Was hätte ich nicht gegeben, wenn ich, wie einst Lulli seine Armide, es hätte, bey verschlossenen Thüren, nach meiner Phantasie aufführen lassen können. Aber ich mußte dieß Vergnügen nothwendig mit dem Publikum theilen und so gab ich denn, weil ich doch nicht fürs Pult gedichtet und gesezt haben wollte, mein Stük aufs Operntheater. Unglüklicherweise war es in einem ganz neuen Style, an welchen die Ohren noch gar nicht gewöhnt waren, und überdieß ließ mir die schlechte Aufnahme meiner galanten Musen, die des Wahrsagers im Dorfe voraus sehen, wenn ich ihn unter meinem Nahmen antrug. Duclos zog mich aus der Verlegenheit und nahm es über sich, das Drama probiren zu machen, ohne den Verfasser zu nennen. Um mich nicht zu erkennen zu geben, fand ich mich nicht bey dieser Probe ein, und die kleine Geiger *) welche

*) So nannte man Rebel und Francoeur die sich in ihrer Jugend dadurch bekannt gemacht hatten,

welche die Vorstellung leiteten, wußten selbst nicht, wer der Verfasser seye, biß ein allgemeiner Zuruf die Güte des Werks ausser Zweifel gesezt hatte. Alle Zuhörer waren so sehr entzükt, daß den andern Tag in allen Gesellschaften von nichts anders gesprochen wurde. Herr v. Cury, Intendant der kleinern Ausgaben, war bey der Probe gegenwärtig, und forderte das Werk, um es bey Hofe vorstellen zu lassen. Duclos wußte meine Gesinnung, und weil er vermuthete, daß ich bey Hofe nicht so, wie in Paris, Herr über mein Drama bliebe, schlug er es ab. Cury forderte es mit Nachdruk, Duclos ließ sich nicht abschreken, und ihr Streit wurde so lebhaft, daß sie einst in der Oper mit einander hinaus gehen wollten, wenn man sie nicht auseinander gebracht hätte. Man wollte sich an mich selbst wenden. Ich überließ die Entscheidung der Sache Herrn Duclos, und wieß sie an diesen zurük. Der Herr Herzog v. Aumont mischte sich darein. Duclos glaubte endlich der Macht weichen zu müssen, und überließ mein Werk, um es in Fontainebleau aufführen zulassen.

Mein Recitativ hatte mir die meiste Arbeit gemacht. Ich war bey der Sezung desselben ganz ge-

---

ten, daß sie mit einander in den Häusern herum giengen, und auf der Geige spielten.

von dem gewöhnlichen Style abgegangen, und hatte es in einer ganz neuen Manier gesezt. Es lief mit der Stimme fort. Man wagte es nicht, diese entsezliche Neuerung stehen zu lassen, weil man befürchtete, die Ohren der Schaafsköpfe zu beleidigen. Ich willigte ein, daß Francueil und Jelyotte ein anderes Recitativ machten, aber ich wollte mich nicht damit abgeben.

Als alles fertig, und der Tag zur Vollendung bestimmt war, schlug man mir vor, nach Fontainebleau zu reisen, um wenigstens die lezte Probe zu sehen. Ich fuhr mit Madame F..., G... und wo ich nicht irre, dem Abbe Raynal in einem Hof-Wagen hin. Die Probe gieng an; ich war zufriedener damit, als ich es erwartet hatte. Das Orchester war zahlreich, es war aus der Oper, und der königlichen Cammermusik zusammen gesezt. Jelyotte spielte die Rolle Colin's, Mademoiselle Fel machte Colette, und Cuvillier den Wahrsager. Die Sänger in den Chören waren die gewöhnliche der Oper. Ich redete mit Fleiß wenig darein; Jelyotte hatte alles eingerichtet, ich wollte das, was er gemacht hatte, nicht tadlen, und troz meines Stolzes war ich in der Mitte aller dieser Leute wie ein Schüler verlegen.

Den andern Tag, sollte das Stük gegeben

werden.

werden. Ich frühstükte in dem grossen Caffehause, es war sehr voll, man sprach von der gestrigen Probe, und wie schwer es gewesen wäre, Plaz zu bekommen. Ein Offizier, der da war, behauptete, das Gedränge wäre gar nicht sonderlich groß gewesen, er selbst, sezte er hinzu, wäre ohne Mühe hineingekommen. Er erzählte weitläuftig, was da geschehen seye, schilderte den Verfasser, und was er gesagt und gethan hatte; aber was mich in Erstaunen sezte, war, daß an seiner ganzen Erzählung, welche er mit eben so viel Dreustigkeit als Leichtigkeit vorbrachte, keine Sylbe Wahrheit war. Es war mir klar, daß dieser Mann, welcher von allen Umständen so wohl unterrichtet zu seyn vorgab, nicht einmal bey der Probe gewesen war, da er den Verfasser, den er so oft gesehen haben wollte, vor Augen hatte, ohne ihn zu kennen. Das sonderbarste an der ganzen Sache war die Würkung, welche diese Scene auf mich machte. Dieser Mann war schon bey Jahren; er hatte weder den Ton noch das Ansehen eines plaudernden Geken. Seine Physionomie kündigte den Mann von Verdiensten, und der Ludwigsorden den alten Offizier an. Ich nahm, Troz seiner Unverschämtheit und gleichsam wider meinen Willen, Antheil an ihm: während er so seine Lügen hererzählte, erröthete ich, schlug die Augen nieder, und saß gleichsam

auf

auf Nadlen. Ich dachte ordentlich ernsthaft nach, ob es denn nicht möglich wäre, daß dieser Mann, obgleich im Irrthume, wirklich von dem überzeugt wäre, was er erzählte. Ich trank meine Chocolate schnell, und eilte was ich konnte, wegzukommen, weil ich fürchtete, es möchte mich jemand erkennen, und ihn über seine Aussage zu Rede zu stellen. Während daß die Gesellschaft sich über das Gehörte unterhielt, schlich ich mich weg, wie einer der kein gutes Gewissen hat, und beugte mich auf die Seite, als ich an ihm vorbey gieng. Als ich auf der Strasse war, bemerkte ich, daß ich ganz im Schweisse war. Hätte man mich vor dem Weggehen erkannt und genannt, so würde ich wie ein armer Sünder dagestanden haben, einzig, weil ich die Verlegenheit des armen Mannes bey Entdekung seiner Lüge mitgefühlt haben würde.

Ich komme auf einen kritischen Augenblik meines Lebens, wo es schwer ist, nur erzählen zu müssen, weil schon die blose Erzählung das Gepräge des Tadels, oder der Vertheidigung tragen muß. Jedoch will ich es wagen, gerade hin zu erzählen, wie und warum ich mich so betragen habe, ohne weder Lob noch Tadel hinzufügen.

Mein Aufzug an diesem Tage war der gewöhn-

wöhnliche: mein Bart lang, die Perüke ohne Frisur. Ich hielt diese Unschiklichkeit für eine muthige Handlung, und gieng so in den Saal, wohin bald nachher der König, die Königin, die Königliche Familie und der ganze Hof kommen sollten. Ich sezte mich in die Loge, in welche mich Herr v. Cury führte, und die zugleich die Seinige war. Es war dieß eine große Loge auf dem Theater, einer kleinen erhabeneren, wohin sich der König gewöhnlich mit Frau v. Pompadour begab, gegenüber. Da ich ganz mit Damen umgeben, und der einzige Chapeau auf der vordern Seite der Loge war, so mußte ich glauben, daß man mich mit Fleiß dahin gestellt hätte, damit ich besser im Gesicht wäre. Als die Lichter angezündet waren, und ich mich in der Mitte so vieler äusserst sorgfältig gepuzten Leute sahe, kam ich anfänglich in Verlegenheit. Ich fieng an mich selbst zu fragen, ob ich an meinem Plaze, ob mein Aufzug schiklich seye? Nach einigen unruhigen Augenbliken beantwortete ich mir meine Frage mit Ja! wohl mehr aus einer Art troziger Verzweiflung, mir selbst mein unschikliches Betragen nicht läugnen zu können, aus einem Hange mir die Reue über meinen Fehler zu verhehlen, als aus Gründen. „Ich bin auf „meinem Plaze, sagte ich zu mir selbst, weil ich „Mein Stük spielen sehe, dazu eingeladen bin,

weil

„weil ich es nur deßwegen gemacht habe, und
„überdieß niemand so viel Recht hat, als ich
„selbst, die Früchte meiner Arbeit und meiner Ta-
„lente zu genießen. Ich bin wie gewöhnlich ange-
„zogen, weder besser noch schlechter. Ich habe
„bißher den leeren Vorurtheilen über Wohlstand
„den Krieg angekündigt, soll ich sie zu Siegern
„über mich machen? und bedurfte es mehr als
„Eines Schritts, um wieder ganz unter ihre Herr-
„schaft zu gerathen. Um immer mir gleich zu
„bleiben, darf ich nirgends erröthen, dem Stande,
„welchen ich mir erwählt habe, gemäß angezogen
„zu seyn. Mein Aeusserliches ist einfach und nach-
„läsig, aber nicht schmuzig und unsauber; der
„Bart ist es an sich selbst nicht, weil ihn uns die
„Natur giebt, und ihn manchmal Zeit und Sit-
„te zur Zierde machen. Man wird mich lächer-
„lich und grob finden, aber was kümmert mich
„dieß? ich muß das Lächerliche und den Tadel ertragen lernen, aber ich muß mich hüten, sie
„zu verdienen." Nach diesem kurzen Selbstgespräche faßte ich mich so gut, daß ich unerschroken gewesen wäre, wenn ich es hätte seyn müssen. Aber war es Würkung der Gegenwart des Herrn oder natürliche Gesinnung der Herzen? ich sah nichts als Gefälligkeit und Höflichkeit in der Neugierde, deren Gegenstand ich war. Dieß rührte mich so, daß ich neuerdings wieder an-

fieng, unruhig über mich selbst zu werden, indem ich das günstige Vorurtheil der Zuhörer, welches für mich so vortheilhaft war, zu vertilgen fürchtete. Gegen Spott war ich gewaffnet, aber diese gütige liebreiche Miene, welche ich nicht erwartet hatte, brachte mich so ausser Fassung, daß ich wie ein Kind zitterte, als man anfieng.

Bald aber bekam ich meine Fassung wieder; die Acteurs spielten sehr schlecht, aber der Gesang und die Musik wurde gut aufgeführt. Gleich bey der ersten Scene, die in der That von einer rührenden Naivität ist, entstand in den Logen ein Murmeln des Erstaunens und eines Beyfalls, der biß dahin in dieser Art von Stüken unerhört gewesen war. Die Gährung theilte sich bald allen Zuhörern mit, und vermehrte, wie Montesquieu sagen würde, ihre Würkung durch ihre Würkung selbst. In der Scene der beyden guten Kleinen, stieg diese Würkung aufs höchste. Man klatscht nicht vor dem Könige, dieß machte, daß man alles hören konnte; das Stük und der Verfasser gewannen dadurch. Um mich herum zischelten Damen, die mir schön wie Engel schienen, und sagten unter einander halb laut: „das „ist herrlich, das ist entzükend schön, jeder Ton „rührt das Herz.“ Das Vergnügen, so viele liebenswürdige Personen in eine sanfte Rührung zu sezen, rührte auch mich biß zu Thränen; ich

konnte

konnte sie beym ersten Duo nicht zurükhalten, und sahe, daß ich nicht der einzige war, der weinte. Das Andenken an das Concert des Hrn. v. Treitorens, brachte mich einen Augenblik zu mir selbst. Diese Erinnerung war für mich demüthigend, ich kam mir vor als ein Sclave, der die Krone dem Triumphator über das Haupt hielt, aber sie war kurz, und ich überließ mich bald ganz und ohne Zerstreuung dem Vergnügen, meinen Ruhm zu schmeken. Ich bin jedoch überzeugt, daß sinnliche Wollust in diesem Augenblike grössern Antheil an meinem Vergnügen hatte, als die Eitelkeit des Schriftstellers, und gewiß hätte mich die Begierde, die kostbare Thränen, die ich fliessen machte, mit meinen Lippen aufzutrinken, nicht so verzehrt, wenn nur Männer zugegen gewesen wären. Andere Piecen erregten wohl schon lebhaftere Ausbrüche der Bewunderung, aber nie sahe ich eine so volle, so süsse, so rührende Trunkenheit ein ganzes Schauspiel hindurch, und besonders bey Hofe, am Tage der ersten Vorstellung, so allgemein herrschen. Wer diese gesehen hat, muß sich ihrer noch erinnern, denn ihre Würkung war einzig.

Noch am nähmlichen Abende ließ mir der Herr Herzog v. Aumont sagen, daß ich mich den andern Tag gegen eilf Uhr im Schloße einfinden solle, wo er mich dem Könige vorstellen wollte. Hr.

v. Curty, der mir diese Bottschaft brachte, sezte hinzu, daß er glaube, ich würde eine Pension bekommen, und daß mir der König dieß selbst sagen wolle. Kann man wohl glauben, daß die Nacht, welche diesem so glänzenden Tage folgte, für mich eine Nacht voll Kummers und Todesangst wurde? Es war nicht diese Vorstellung vor dem Könige allein, was mich in Verlegenheit sezte, sondern mehr noch ein häufiges Bedürfniß, meine Blase zu erleichtern, welches mir auch heute Abend im Schauspiele sehr beschwerlich gewesen war. Wie leicht konnte michs morgen in der Gallerie, oder in den Zimmern des Königs, unter den Grossen, während ich da Sr. Majestät erwartete, ankommen. Dieser Umstand war es vorzüglich, der mich immer von Gesellschaften und von Besuchen bey Damen abhielt. Schon der Gedanke an den Zustand, in welchen mich dieses Bedürfniß sezen konnte, war hinlänglich, mir das Bedürfniß selbst in einem Grade zu geben, daß ich ohnmächtig werden konnte, wenn ich nicht ein Aufsehen machen wollte, was ich mehr als den Tod scheute. Jeder, wer meinen Zustand aus Erfahrung kennt, kann beurtheilen, wie ich mich vor dem Gedanken, in denselben zu verfallen, entsezen mußte.

Ich dachte mich dem Könige vorgestellt. Se. Majestät geruhten vielleicht sich aufzuhalten, mich

mich anzureden. Hier war Geistes Gegenwart und Unerschrokenheit nöthig, um antworten zu können. Würde mich meine verfluchte Furchtsamkeit, die mich vor dem geringsten Unbekannten verwirret, vor dem Könige von Frankreich verlassen, oder mir erlaubt haben, in dem Augenblike die schiklichste Worte zu wählen? ich wollte mich, ohne den strengen Ton, den ich angenommen hatte, zu verlassen, für die Ehre empfindlich zeigen, die mir ein so grosser Monarch erwieß. Ich mußte irgend eine grosse und wichtige Wahrheit in ein schönes und verdientes Lob verweben. Um schon zum voraus eine glükliche Antwort ausdenken zu können, hätte ich vorher genau wissen müssen, was er mir sagen würde, weil ich wußte, daß ich in seiner Gegenwart keinen Gedanken mehr würde auffinden können. Was würde in diesem Augenblike vor den Augen des ganzeu Hofes aus mir geworden seyn, wäre mir irgend eine meiner gewöhnlichen Tölpeleyen, in meiner Verwirrung entwischt? Alle diese Schwierigkeiten scheinen mir so schreklich, daß ich mich auf alle Gefahr entschloß, mich ihnen nicht auszusezen.

Wahr ist's, ich verlohr dadurch die Pension, die mir gleichsam schon angetragen war; aber ich befreyte mich auch von dem Joche, das sie mir aufgelegt haben würde, Um Wahrheit, Freyheit,

Muth wäre es gethan gewesen. Wie hätte ich's je wieder wagen dörfen, von Unabhängigkeit und Uneigennüzigkeit zu sprechen? ich hätte schmeichlen oder schweigen müssen, wenn ich die Pension angenommen hätte: und wer war mir Bürge, daß ich sie ausbezahlt bekommen würde? Wie manchen Schritt hätte ich thun, wie manchen Mann darum angehen müssen. Ihre Erhaltung hätte mir weit mehr Verdruß gemacht, als ihre Verweigerung nimmermehr. Ich glaubte also, wenn ich darauf Verzicht thäte, meinen Grundsäzen gemäs zu handlen und den Schein der Würklichkeit aufzuopfern. Ich sagte meinen Entschluß G....n, welcher nichts daran aussezte. Bey den andern entschuldigte ich mich mit meinen Gesundheits-Umständen, und reißte am nähmlichen Morgen ab, an welchem ich hatte sollen vorgestellt werden.

Meine Abreise machte Lärmen und wurde allgemein getadelt. Nicht jedermann konnte meine Beweggründe fühlen; mich eines einfältigen Stolzes anzuklagen, war viel leichter, und befriedigte viel eher den Neid jedes, der in sich selbst fühlte, daß er nicht so gehandelt haben würde. Den andern Tag schrieb mir Jelyotte ein Billet, worinn er mir die Aufnahme meines Stüks, und wie sehr selbst der König dafür eingenommen seye, meldete. „Den ganzen Tag," schrieb er mir, „hören

Sr.

„Se. Majestät nicht auf, mit der falschesten Stim„me in Dero ganzen Königreiche zu singen:
„J'ai perdu mon Serviteur j'ai perdu tout mon
„bonheur.“ Er sezte hinzu, daß es in den nächsten vierzehen Tagen noch einmal aufgeführt werden solle. Diese zwote Vorstellung rechtfertigte in den Augen des ganzen Publikums die erste gute Aufnahme.

Zween Tage nachher, da ich eben Abends um neun Uhr zu Madame D . . . . y gieng, bey der ich zu Nacht essen sollte, begegnete mir an der Thüre ein Fiaker. Jemand, der darinn saß, winkte mir einzusteigen; ich stieg ein, es war Diderot. Er sprach mit mir von der Pension mit einem Feuer, das ich bey einer ähnlichen Gelegenheit von keinem Philosophen erwartet hätte. Daß ich mich dem Könige nicht hatte wollen vorstellen lassen, daraus machte er mir kein Verbrechen, mehr aber aus meiner Gleichgültigkeit für die Pension. Er sagte, daß, wenn ich auch für meinen Theil uneigennüzig genug wäre, ich es wegen Madame le Vasseur und ihrer Tochter nicht seyn dürfte; daß es meine Pflicht seye, kein mögliches und ehrliches Mittel zu vernachlässigen, um ihnen Brod zu schaffen; und da man überdieß nicht sagen könnte, daß ich die Pension ausgeschlagen hätte, so behaup-

tete er, daß ich darum bitten, und sie um jeden Preiß erhalten müßte. Ob mich gleich sein Eifer rührte, so konnte ich doch seine Grundsäze nicht annehmen, und wir hatten deßwegen einen lebhaften Streit, den ersten, den ich je mit ihm gehabt hatte. Ueberhaupt rührten alle unsere Streitigkeiten, bedeutende sowohl als unbedeutende, daher, daß er von mir Gehorsam forderte, und ich ihn ihm verweigerte, er, weil er glaubte, daß ich etwas thun, ich, daß ich es unterlassen müßte. Es war schon spät, da wir uns verliessen. Ich wollte ihn mit mir zum Nachtessen bey Madame D....y führen, er wollte nicht. Ueberhaupt gab ich mir öfters viele Mühe ihn zu vermögen, daß er diese Frau besuchen möchte, bloß, weil ich immer wünschte, alle diejenige zu vereinigen, welche ich liebte; aber er war nie dahin zu vermögen. Ich führte sie selbst einmal an seine Thüre, er ließ uns nicht vor sich, und sprach von ihr immer nur in sehr verächtlichen Ausdrüken. Erst, nachdem ich mit ihr und ihm entzweyt war, kamen sie in Verbindung, und erst dann sprach er gut von ihr.

Von dieser Zeit an schienen Diderot und G..., es sich zum Geschäfte zu machen, die Gouvernantinnen von mir abzubringen, indem sie ihnen zu verstehen gaben, daß, wenn es ihnen nicht

nicht besser gienge, ich allein daran Schuld wäre, und daß sie bey mir nie zu etwas kommen würden. Sie gaben sich alle Mühe, sie zu vermögen, daß sie mich verlassen sollten, versprachen ihnen einen Salz- und Tabackhandel, und ich weiß nicht was noch mehr, durch die Unterstützung der Mad. D...y zu verschaffen. Sogar Duclos, so wie der Baron v. H...k, wollten sie in ihre Verbindung ziehen, aber der erstere weigerte sich dessen immer. Ich hatte schon damals einigen Wind von diesem Anschlage. Aber erst lange nachher erfuhr ich ihn bestimmt, und hatte oft Ursache den blinden und unvorsichtigen Eifer meiner Freunde zu beweinen, die mich, kränklich, wie ich war, in die traurigste Einsamkeit versetzen wollten, und mich ihren Gedanken nach, durch die nähmliche Mittel, die mich durchaus unglücklich machen mußten, glücklich zu machen gedachten.

Im Carneval 1753. wurde der „Wahrsager„ in Paris gegeben, und ich gewann während dieses Zwischenraums Zeit, die Ouverture und das Divertissement dazu zu machen. Dieses Divertissement, so wie es gestochen ist, sollte eigentlich von einem Ende zum andern eine fortgesezte Handlung werden, die, wenigstens nach meiner Meynung, voll angenehmer Gemählde war. Aber da ich diese Idee den Acteurs vorschlug, so

verstanden sie mich nicht einmal, und ich mußte wie gewöhnlich Gesang und Tanz daran flicken. Dieß war die Ursache, warum dieses Divertissement, obgleich voll artiger Gedanken, die sich auf dem Theater gut ausnahmen, doch nur einen mittelmäßigen Erfolg hatte. Ich nahm Jelyotte's Recitativ wieder weg, und sezte das meinige, so wie ich es Anfangs gemacht hatte, und wie es gestochen ist, wieder an dessen Stelle. Dieses Recitativ, freylich ein wenig französirt, (das heißt durch die Acteurs gedehnt,) mißfiel nicht nur niemanden, sondern wurde eben so gut wie die Arien aufgenommen, und selbst das Publikum sezte es mit ihnen wenigstens in gleichen Rang. Ich dedicirte dieses Stück Hrn. Duclos, der es in seinen Schutz genommen hatte, und erklärte zugleich, daß dieses meine einzige Zueignung seyn würde. Jedoch machte ich mit seiner Genehmigung eine zwote, aber diese Ausnahme war von der Art, daß sie ihm mehr schmeichlen mußte, als wenn ich keine gemacht hätte.

Ich könnte bey Gelegenheit dieses Stücks mehrere Anecdoten anführen, aber wichtigere Dinge erlauben mir nicht, mich jezt dabey aufzuhalten. Vielleicht komme ich einst in meinem Nachtrage darauf zurück. Eine, die zu genau mit der Folge zusammen hängt, kann ich jedoch nicht übergehen.

gehen. Einst besahe ich in dem Cabinete des Baron v. H...k seine musikalische Sammlungen. Nachdem ich einige von verschiedenerley Arten durchblättert hatte, zeigte er mir eine Sammlung von Clavierstücken: „Dieß sind lauter Stü„cke, sagt er, die für mich gemacht worden sind; „Sie sind voll Geschmack, von angenehmem Ge„sange, kein Mensch ausser mir kennt sie, noch „wird sie je sehen. Sie sollten doch eine wäh„len, um sie in ihrem Divertissement anzubrin„gen.„ Da ich in meinem Kopfe mehr Arien und Simphonien hatte, als ich brauchen konnte, so bekümmerte ich mich wenig um die seinige; jedoch er drang so in mich, daß ich blos aus Gefälligkeit ein Pastorel wählte, das ich abkürzte und in ein Trio zum Eintritt der Gespielinnen Coletten's veränderte. Einige Monate nachher, während der „Wahrsager„ noch immer gegeben wurde, gieng ich eines Tags zu G...; ich traf mehrere Zuhörer an seinem Claviere an, von welchem er bey meinem Eintritte sich schnell entfernte. Ich sah ganz von ungefähr auf sein Pult, es war die nähmliche Sammlung des Baron v. H...k, und gerade das nähmliche Stück, das er mir so sehr aufgedrungen hatte, mit der Versicherung, daß es nie aus seinen Händen kommen sollte. Einige Zeit nachher sah ich eben diese Sammlung auf dem Clavier des Hrn. D...y

aufge-

aufgeschlagen, als gerade Musik bey ihm war. Weder G... noch sonst jemand sprach jemals mit mir von dieser Arie, und ich würde auch hier nicht davon reden, wenn sich nicht einige Zeit nachher das Gerücht verbreitet hätte, daß ich nicht der Verfasser des „Wahrsagers im Dorf„ seye. Da ich nie viel Musik gesezt habe, so bin ich überzeugt, daß man ohne mein Wörterbuch der Musik am Ende vielleicht gar gesagt hätte, daß ich sie gar nicht verstehe. *)

Einige Zeit, ehe man den „Wahrsager im Dorfe„ gab, kamen zu Paris einige komische Acteurs aus Italien an, denen man die Erlaubniß gab, ihre Opere Buffe auf dem Operntheater aufzuführen, ohne die Würkungen voraus zu sehen, die sie machen würden. Ob sie gleich sehr schlecht waren, und das Orchester, lauter sehr unwissende Spieler, jedes Stück, was sie gaben, verstümmelte, so gaben sie doch der Französischen Oper einen Stoß, von dem sie sich nie wieder erholt hat. Die Vergleichung dieser beyden Gattungen von Musik, die man an Einem Tage, auf dem nähmlichen Theater hörte, öffnete die Französische Ohren. Niemand, der den lebhaften

*) Ich konnte nicht voraussehen, daß man dieses endlich troz meines Wörterbuches sagen würde.

ten und marquirten Gang der Italiänischen Musik gehört hatte, konnte mehr das schleppende der Französischen aushalten. So bald die Buffe geendiget waren, war das Opernhauß leer. Endlich mußte man die Ordnung ändern, und die Buffe nach den Französischen Stücken geben. Man spielte Egle, Pygmalion, den Sylphen. Nichts wollte mehr gefallen. Der einzige Wahrsager im Dorf hielt die Vergleichung aus, und gefiel noch nach der Serva Padrona. Da ich mein Zwischenspiel componirte, hatte ich den Kopf von Italiänischer Musik voll, aber ich konnte mir nicht vorstellen, daß es mit ihr in Vergleichung kommen würde. Wäre ich ein Ausschreiber gewesen, so würden meine Diebstähle dann bekannt geworden seyn, und wie viel Mühe würde man sich gegeben haben, sie recht auffallend zu machen! Aber umsonst: man suchte vergebens, und fand in meiner Musik nie irgend eine Ahndung einer andern. Noch mehr! man fand alle meine Arien in Vergleichung mit den sogenannten Originalien so neu, als die Art der Musik, die ich erfunden hatte. Hätte man Mondonville oder Rameau'n auf gleiche Proben gesezt, sie würden ziemlich kahl davon gekommen seyn.

Diese Buffe verschaften der Italiänischen

Musik

Musik sehr häufige Anhänger. Ganz Paris theilte sich in zwo Parthien, welche ihre Meynungen hartnäkiger verfochten, als sie es bey einer Staats- oder ReligionsAngelegenheit gethan haben würden. Die Eine, die Parthie der Französischen Musik, war mächtiger, zahlreicher, und bestand aus den Grosen, den Reichen und dem Frauenzimmer. Die andere war stolzer, lebhafter, schwärmerischer, und bestand aus ächten Kennern, Leuten von Kopf und Talenten. Die geringe Anzahl dieser leztern versammlete sich in der Oper, unter der Loge der Königin; jene Parthie füllte das übrige Parterre und die Logen, aber ihr Hauptsammelplaz war unter der Loge des Königs. Daher die damals so bekannte Nahmen des Eks des Königs, und des Eks der Königin. Der Streit wurde lebhafter, und man schrieb gegen einander Brochuren. Das Ek des Königs wollte sich lustig machen, der kleine Prophet machte es lächerlich; es wollte endlich Gründe vorbringen, aber der Brief über die französische Musik, schlug sie zu Boden. Diese zwo kleine Schriften, jene von G . . . . . diese von mir, sind die einzige, welche diese Streitigkeiten überlebten, alle übrige sind längst vergessen.

Aber der kleine Prophet, den man mir

lange

lange Zeit wieder meinen Willen zuschreiben wollte, wurde als Scherz aufgenommen, und machte seinem Verfasser nicht den geringsten Verdruß; der Brief über die französische Musik wurde übel aufgenommen, er brachte die ganze Nation gegen mich auf, die in ihrer Musik ihre Ehre angegriffen glaubte. Die Beschreibung der unglaublichen Würkung dieser Brochuren wäre der Feder eines Tacitus würdig. Gerade damals hatte das Parlament den bekannten grossen Streit mit der Geistlichkeit. Das Parlament war so eben exilirt worden; die Gährung war auf dem höchsten Grade. Alles drohte nächstens eine Empörung. Auf einmal erschien die Brochüre; augenbliklich waren alle andere Streitigkeiten vergessen, man dachte nur an die Gefahr der Französischen Musik: die Empörung gegen den Staat unterblieb, aber es entstand eine gegen mich. Sie war so, daß die Nation nie ganz davon zurükkam. Bey Hofe war man nur nicht schlüssig, ob man mich in die Bastille sezen, oder des Landes verweisen sollte, und schon sollte der Verhafts-Befehl ausgefertigt werden, als Herr v. Boyer das Lächerliche der Sache fühlen machte. Es scheint ein Traum zu seyn, wenn man ließt, daß eine Brochure vielleicht eine Staatsrevolution verhindert hat. Jedoch ist es die ausgemachteste Wahrheit, welche ganz Paris bezeugen kann,

da seit dieser Geschichte kaum fünfzehn Jahre verflossen sind.

Man ließ mir zwar meine Freyheit, aber man beschimpfte mich genug, ja selbst mein Leben war in Gefahr. Das Orchester der Oper hatte den ehrlichen Anschlag, mich bey meinem Austritte aus dem Operhauße meuchelmorden zu lassen. Man sagte es mir; ich gieng nur noch fleissiger in die Oper, und erfuhr erst lange Zeit nachher, daß Herr Ancelet, Officier bey den Mousquetairs, mein Freund, die Würkung des Complots vereitelt habe, indem er mich ohne mein Wissen bey meinem Austritte aus dem Opernhauße begleiten ließ. Die Stadt bekam damals die Direction der Oper. Die erste Heldenthat des Prevot des Marchands war, mir mein Freybillet zu nehmen. Er that dies auf die möglichst unschikliche Art, indem man es öffentlich auf sein Geheiß bey meinem Eintritte in das Opernhauß nicht annahm, so daß ich ein Billet auf das Parterre kaufen mußte, um nicht den Schimpf zu haben, vor dem Schauspielhauße umzukehren. Diese Ungerechtigkeit war um so auffallender, da ich bey der Uebergabe meines Stüks mir den freyen Eintritt auf immer zur einzigen Bedingung gemacht hatte. Denn, ob gleich alle Theater Dichter dieses Recht haben,

und ich aus doppeltem Grunde darauf Anspruch machen konnte, so hatte ich überdieß es in Gegenwart des Herrn Duclos noch zur ausdrüklichen Bedingung gemacht. Wahr ists, man schikte mir durch den Theater-Cassier, 50 Louisd'or, die ich gar nicht begehrt hatte; aber ausser dem, daß diese 50 Louisd'or nicht einmal die Summe ausmachten, welche mir der Ordnung nach gehörte, so hatte diese Zahlung nichts gemein mit dem freyen Eintritte, den ich mir vorläufig ausbedungen hatte, und der ganz davon unabhängig war. Es lag so viel Unbilligkeit und Grobheit in diesem Betragen, daß das damals äusserst gegen mich aufgebrachte Publikum allgemein darüber murrte. Mancher, der mich den Tag zuvor beschimpft hatte, schrie den andern Tag laut in dem Opernhauße, daß es schändlich seye, den freyen Eintritt einem Dichter zu nehmen, der ihn so gut verdient hätte, und der ihn aus doppelten Gründen begehren könnte. So wahr ist das Italiänische Sprichwort: daß ogn' un ama la giustizia in cosa d'altrui.

Mir blieb nichts übrig, als mein Stük zurükzufordern, weil man mir den stipulirten Preiß entziehen wollte. Ich schrieb deswegen an Hr. v. A..., der damals Intendant der Oper war, und

schloß meinem Briefe ein anderes Schreiben bey, in welchem ich meine Gründe so auseinandersezte, daß nichts dagegen zu sagen war, aber dieses Schreiben sowohl als mein Brief blieb ohne Würkung und ohne Antwort. Das Stillschweigen dieses ungerechten Mannes fiel mir sehr empfindlich, und vermehrte die ohnedieß geringe Meynung, die ich von dem Character und den Talenten dieses Mannes hatte. So blieb denn mein Stük bey der Oper, und ich hatte zum Lohne meiner Arbeit: Nichts. Eine Handlung von dieser Art, wenn ein Geringer sie gegen einen Wichtigen begeht, heißt Diebstahl; im umgekehrten Falle heißt es blos, sich fremdes Gut zueignen.

Uebrigens brachte mir dieses Werk so viel Geld ein, daß ich mehrere Jahre damit haußhalten konnte. Es diente mir vortreflich als Zuschuß zu dem geringen Einkommen, das ich mir durch Notenabschreiben verdiente, ob ich gleich nicht den vierten Theil von dem bekam, was jeder andere Verfasser bekommen haben würde. Ich bekam hundert Louisd'or vom Könige, fünfzig von Mad. de Pompadour, für die Vorstellung zu Bellevue, wo sie selbst die Rolle Collin's übernahm, fünfzig von der Oper, und fünfhundert Franken von Pisot, dem ich sie zu stechen übergab. Dieses Zwischenspiel, welches mich im

ganzen

ganzen nur 5. oder 6. Wochen Arbeit gekostet hatte, trug mir troz meines Unglüks und meiner Tölpeley, fast eben so viel Geld ein, als nach der Zeit mein Emil, der mich zwanzig Jahre Nachdenken und drey Jahre Arbeit kostete: aber ich mußte den Ertrag dieses Stüks durch den unendlichen Verdruß, welchen es mir zuzog, theuer genug erkauffen. In ihm lag der Keim jener heimlichen Eifersucht, deren Würkungen erst lange Zeit nachher sichtbar wurden. Seit der glüklichen Aufnahme desselben behandelte mich weder G...., noch Diderot noch irgend einer der Gelehrten von meiner Bekanntschaft, so herzlich und offen wie vorher; keiner bezeugte mehr das Vergnügen, mich zu sehen, welches ich vorher bey ihnen entdekt zu haben glaubte. Kam ich zu dem Baron, so hörte die Unterhaltung sogleich auf allgemein zu seyn. Man sammlete sich in kleinen Hauffen, sprach leise mit einander, mich ließ man stehen, niemand unterhielt sich mit mir. Lange hielt ich diese beleidigende Behandlung aus, und da mich die gute und liebenswürdige Frau von H....k noch immer gut aufnahm, so ertrug ich die beleidigende Begegnung ihres Mannes, so lange sie nur zu ertragen war. Aber einst sezte er mich ohne Ursache, ohne Vorwand, in Beyseyn Diderot's, der nicht ein Wort sagte, und Margency's, der mich oft nachher versi-

cherte, daß er meine Mäßigung und Nachgiebigkeit in den Antworten bewundert hätte, mit einer solchen Unverschämtheit zu Rede, daß ich endlich, durch diese unwürdige Behandlung aufs äusserste gebracht, mit dem festen Entschlusse von ihm gieng, nie wieder einen Schritt in sein Hauß thun. Nichts desto weniger sprach ich immer rühmlich von ihm, und seinem Hause, er hingegen bediente sich, wenn er von mir sprach, nur beleidigender und verächtlicher Ausdrüke, und nannte mich immer nur den kleinen Pedanten, ohne jedoch das geringste anführen zu können, womit ich ihn oder irgend jemanden, der ihn angehen konnte, beleidiget hätte. So machte er endlich meine Vorhersagungen von ihm wahr: so rechtfertigte er meinen Argwohn, meine Besorgnusse. Auch von diesem meinem sogenannten Freunde gilt, was ich hier sagen will. Alle diese Leute würden mir verziehen haben, daß ich Schriftsteller war, berühmter, beliebter Schriftsteller sogar. Sie selbst waren es zum Theil, oder konnten es seyn. Aber das konnten sie mir nicht vergeben, daß ich eine Oper gemacht, und daß diese eine glänzende Aufnahme erhalten hatte, denn keiner von ihnen war im Stande, die nähmliche Bahn zu betretten, keiner durfte hoffen, auf derselben ein so glänzendes Ziel zu erreichen. Duclos allein war über diesen Neid erhaben, und schien sogar

seine

seine Freundschaft gegen mich zu vermehren, und führte mich bey Mademoiselle Quinault ein, bey welcher ich eben so viele zuvorkommende Höflichkeit und freundschaftliches Betragen fand, als ich dieß alles bey Hrn. v. H....k wenig gefunden hatte.

Während man den „Wahrsager im Dorf„ in dem Opernhause gab, war auch in der Französischen Comödie die Frage von seinem Verfasser, aber nicht so glüklich, wie dort. Da ich seit sieben oder acht Jahren meinen Narciß bey der Italiänischen Comödie nicht hatte anbringen können, so mochte ich endlich mit diesem Theater nichts mehr zu thun haben, und wünschte viel lieber mein Stück bey der Französischen Comödie als bey ihnen anzubringen, besonders da die Italiäner französische Stücke durchaus schlecht spielten. Ich sprach deshalb mit dem Comödianten La Noue, mit welchem ich Bekanntschaft gemacht hatte, und der, wie bekannt, ein Mann von Verdienst und selbst Schriftsteller war. Narciß gefiel ihm, er übernahm es, ihn ohne Namen aufführen zu lassen, und verschaffte mir unterdessen den freyen Eintritt, was mir ein grosses Vergnügen machte, denn ich hatte immer das Französische Theater den beyden andern vorgezogen. Das Stück wurde mit Beyfall aufgenom-

genommen, und ohne den Verfasser zu nennen, gegeben; aber ich habe Ursache zu glauben, daß Akteurs und ein grosser Theil des Publikums ihn kannten. Die Demoiselle Gaussin und Grandval spielten die verliebte Rollen, und obgleich meiner Meynung nach die Charactere verfehlt wurden, so konnte man doch nicht sagen, daß sie das Stück durchaus schlecht aufgeführt hätten. Ich war übrigens eben so erstaunt als gerührt über der Nachsicht der Zuschauer, welche Geduld genug hatten, das Stück biß ans Ende zu hören, und selbst noch eine zwote Vorstellung ohne das geringste Zeichen von Ungeduld, auszuhalten. Mir wenigstens machte schon die erste so viel Langeweile, daß ich sie nicht ganz aushalten konnte, und aus dem Schauspielhause in Proçops Caffeehauß gieng, wo ich Boissy und einige andere antraf, welchen es wahrscheinlich eben so ergangen war wie mir. Hier legte ich öffentlich mein Sündenbekenntniß ab, war demüthig oder stolz genug mich für den Verfasser des Stücks anzugeben, und sprach laut so davon, wie jedermann dachte. Dieses öffentliche Geständniß des Verfassers eines schlechten Stücks, das nicht gefallen hatte, wurde allgemein bewundert, und schien mir gar nicht schwer. Ich fand selbst eine Entschädigung meiner Eigenliebe in dem Muthe, mit dem ich es abgelegt hatte, und ich

glaube, daß es in diesem Falle mehr Stolz verrieth zu reden, als mein Stillschweigen falsche Schaam verrathen haben würde. Da es indessen gewiß war, daß das Stück sich noch so ziemlich lesen ließ, wenn es schon bey der Aufführung gefallen war, so ließ ich's drucken, und legte in der Vorrede, die nicht das schlechteste ist, was ich geschrieben habe, meine Grundsätze ein wenig deutlicher dar, als ich es bis dahin gethan hatte.

Bald bekam ich Gelegenheit sie in einem wichtigern Werk völlig aus einander zu setzen; denn in diesem Jahre, 1753, wo mir recht ist, erschien das Programm der Akademie von Dijon: über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen. Diese grosse Frage fiel mir auf, ich erstaunte, daß diese Akademie es gewagt hätte, sie vorzulegen; aber da sie diesen Muth gehabt hatte, so durfte ich wohl den haben, sie zu beantworten, und ich unternahm es.

Um diesem wichtigen Gegenstande mit Musse nachdenken zu können, machte ich eine Reise von sieben oder acht Tagen mit Theresen, unserer Wirthin, die ein gutes Weib war, und einer ihrer Freundinnen, nach St. Germain. Ich rechne diese kleine Reise für eine der angenehmsten meines Lebens. Das Wetter war vortrefflich;

die guten Weiber übernahmen die Sorgen und die Ausgaben, welche unsere Uuterhaltung erforderte. Therese belustigte sich mit ihnen; und ich überließ mich einer gänzlichen Sorgenlosigkeit und kam um die Essenszeit zu ihnen, mich bey ihnen ohne Zwang aufzuheitern. Den übrigen Theil des Tags begab ich mich mich tief in den Wald, suchte und fand hier das Bild der ersten Zeiten, deren Geschichte ich kühn hinzeichnete. Ich verschonte keine der kleinen Lügen der Menschen, wagte es, ihre Natur in ihrer Naktheit zu zeigen, verfolgte den Fortgang der Zeiten und der Dinge, welche diese Natur entstellt haben, verglich den Menschen des Menschen mit dem Menschen der Natur, und zeigte so in seiner vorgeblichen Vervollkommnung die eigentliche Quelle seines Elends. Meine durch diese erhabene Betrachtungen erhöhete Seele hob sich bis zur Gottheit empor, sah von hier aus meine verführte Mitgeschöpfe auf der finstern Bahn ihrer Vorurtheile, den Weg des Irrthums, des Unglücks, des Lasters wandlen, und schrie ihnen mit einer schwachen Stimme, die sie nicht hören konnten, zu: „Thörichte, die ihr Euch immer über die „Natur beklaget, lernet, daß all euer Unglück „von euch selbst kommt!

Aus diesen Betrachtungen entstand meine Abhand-

handlung: über die Ungleichheit, ein Werk, das mehr als alle meine übrige Schriften nach Diderots Geschmacke war, und wobey ich mich seines Raths mit dem meisten Vortheile bediente; *) Meine Schrift fand in ganz Europa nur wenige Leser, die mich verstanden, und noch wenigere, die davon sprechen wollten. Da ich sie als Antwort auf eine Preißfrage gemacht hatte, so schickte ich sie hin, aber ich war zum voraus überzeugt, daß sie den Preiß nicht erhalten würde, weil ich wohl wußte, daß für Schrif-

*) Als ich dieß schrieb, hatte ich noch keinen Verdacht von dem grossen Complot Diderots und G...s, weil ich sonst leicht gesehen haben würde, wie sehr der erstere mein Vertrauen mißbrauchte, um meinen Schriften den harten Ton und den schwarzen Anstrich zu geben, den sie nicht mehr hatten, so bald er aufhörte mich zu leiten. Der Philosoph, der sich die Ohren zuhält, um sich bey den Klagen seines Unglücklichen zu verhärten, ist von seiner Erfindung, und er hatte mir noch mehrere härtere Bilder an die Hand gegeben, die ich mich aber nie entschliessen konnte, anzubringen. Da ich aber dieß der schwarzen Laune zuschrieb, die ihm die Citadelle von Vincennes gegeben hatte, von welcher man auch in seinem Clairval eine ziemlich starke Dosis findet, so kam es mir nie in den Sinn, die geringste Bosheit darunter zu argwöhnen.

ten der Art keine Akademische Preise gestiftet sind. Diese Lustreise und diese Beschäftigung bekamen meiner Laune und meiner Gesundheit gleich wohl. Schon seit einigen Jahren war ich immer mit meinem Zustande geplagt gewesen und hatte mich ganz den Aerzten überlassen. Diese hatten mich nicht erleichtert, wohl aber erschöpft, und mein Temperament zu Grunde gerichtet. Bey meiner Zurükkunft von St. Germain fand ich in mir weit mehr Kräfte und fühlte mich überhaupt besser. Ich folgte diesem Winke der Natur, und entschloß mich, ohne Aerzte und ohne Mittel zu genesen oder zu sterben. Ich verabschiedete alle, und fieng nun an, in den Tag hinein zu leben, blieb zu Hauß, wenn ich nicht gehen konnte, und lief aus, so bald ich die Kräfte dazu hatte. Das Leben zu Paris unter Leuten mit so vielen Ansprüchen, war so wenig nach meinem Geschmack. Die Cabalen der Gelehrten, ihre schändliche Streitigkeiten, der Mangel der Rechtschaffenheit in ihren Büchern, ihr schneidender Ton in Gesellschaften, war mir so verhaßt, ich fand so wenig Sanftheit, Offenheit des Herzens, Vertraulichkeit, selbst in dem Umgange meiner Freunde, daß ich endlich dieses unruhigen Lebens überdrüssig, mich nach dem Aufenthalte auf dem Lande sehnte. Ich sahe ein, daß meine Geschäfte mir nicht erlaubten, mich dort

ganz

ganz niederzulassen, deswegen wollte ich doch wenigstens jede freye Stunde dort zubringen. Mehrere Monate hindurch gieng ich gleich nach dem Mittagessen im Gehölze von Boulogne allein spazieren, dachte hier über Gegenstände zu neuen Werken nach, und kam erst mit der Nacht zurück.

Um diese Zeit reißte G...t in Geschäften nach Genf, und that mir den Vorschlag ihn zu begleiten. G...t und ich waren damals vertraute Freunde, ich nahm also den Vorschlag an. Ich war nicht wohl genug, um die Wartung der Gouvernantin entbehren zu können: es wurde also ausgemacht, daß sie mitreisen und die Mutter unterdessen das Hauß hüten sollte. Nachdem alle Vorkehrungen getroffen waren, reißten wir endlich alle drey den ersten Junii 1754. miteinander ab.

Auf dieser Reise machte ich seit 42 Jahren, so alt war ich damals, die erste Erfahrung, die mein von Natur dem Vertrauen geöffnetes Herz, dem ich mich bis dahin ohne Zurükhaltung und ohne Reue überlassen hatte, empfindlich kränkte. Wir hatten einen Lehnkutscher, der uns ohne Pferde zu wechseln in kleinen Tagreisen führte. Ich stieg oft aus, und gieng zu Fusse nebenher.

Wir

Wir hatten noch nicht die Hälfte unserer Reise zurükgelegt, als Therese den größten Widerwillen zeigte, mit G...t allein in der Kutsche zu bleiben, und, wann ich troz ihrer Bitten aussteigen wollte, auch ausstieg und mit mir zu Fuße gieng. Ich zankte mit ihr lange wegen dieses Eigensinns, wofür ich ihr Betragen hielt, und gab durchaus nicht zu, daß sie es fortsezte, bis sie sich endlich gezwungen sahe, mir die Ursache davon zu sagen. Wer schildert mein Erstaunen, als ich hörte, daß mein Freund, Herr v. G...t, ein Greis von mehr dann sechzig Jahren, ein unvermögender Podagrist, von Vergnügen und Genuß abgezehrt, schon seit unserer Abreise daran arbeitete, eine Person zu verführen, die weder schön noch jung war, die seinem Freunde angehörte, daß er die niedrigste schändlichste Mittel anwandte, seine schändliche Absicht zu erreichen, daß er so weit gegangen war, Theresen seine Börse anzubieten, daß er versucht hatte, ihre Einbildungskraft durch das Vorlesen eines entsezlichen Buchs und durch das Vorzeigen infamer Figuren, deren dieses voll war, zu reitzen, und einen kärglichen Sieg zu erschleichen. Im Zorne warf einst Therese sein sein schlechtes Buch aus dem Schlage. Sie erzählte mir, daß gleich den ersten Tag, als ich wegen einer heftigen Migräne vor dem Nachtessen zu Bette gegangen war, er die ganze Zeit dieses

tete

Tete a Tete's, mit Versuchen und Handgriffen zugebracht hätte, würdig eines Satyrs oder eines Boks, nicht eines rechtschaffenen Mannes, welchem ich meine Gefährtin und mich selbst anvertraute. Wie erstaunt war ich, wie sehr engte sich mein Herz bey dieser Geschichte ein! was ich hier fühlte, hatte ich vorher nie empfunden. Bis dahin hatte ich Freundschaft von allen liebevollen und edlen Empfindungen unzertrennlich geglaubt, hatte gewähnt, nur auf diese gründe sich Freundschaft und nur diese seyen die schönste Zierde derselben. Hier sahe ich mich zum erstenmale genöthiget, sie mit Verachtung zu paaren, und mein Vertrauen und meine Achtung einem Manne zu entziehen, den ich liebte, und von dem ich mich geliebt glaubte! Der Unglükliche verbarg mir seine Niederträchtigkeit, und um Theresen nicht auszusetzen, mußte ich ihm meine Verachtung verbergen, und in dem tiefsten Grunde meines Herzens die Empfindungen verbergen, die er nicht kennen sollte. Wohlthätiger und heiliger Wahn der Freundschaft! G...ts grausame Hand lüpfte zuerst deinen Schleyer von meinen Augen. Wie viele grausame Hände arbeiteten nach G...t daran, ihn vollends wegzuzerren, zu zerreissen.

Zu Lyon verließ ich G...t, um meinen Weg durch Savoyen zu nehmen, da ich mich nicht

nicht entschliessen konnte, neuerdings so nahe bey Mama'n vorbey zu reisen, ohne sie zu sehen. Ich sah sie wieder — in welchem Zustande! mein Gott! welche Erniedrigung! wie wenig, wie gar nichts, war ihr noch von ihrer ersten Tugend übrig geblieben? war dieß noch die nähmliche ehmals so glänzende Frau v. Warens an welche mich der Pfarrer Pontverre empfohlen hatte? wie verwundete ihr Anblik mein Herz! ich sah für sie keine andere Auskunft, als aus dem Lande zu gehen. Ich wiederholte ihr lebhaft aber immer umsonst, die dringendste Bitten, die ich schon so oft in meinen Briefen an sie gethan hatte, ihre Tage ruhig bey mir hinzuleben, ich wollte mein und Theresens Leben, versprach ich ihr, nur ihrem Glüke weihen. Da sie ihre Pension, von der sie, so genau sie auch bezahlt wurde, schon lange nichts mehr zog, nicht verliehren wollte, so gab sie mir kein Gehör. Ich gab ihr noch einen kleinen Theil meiner Börse, viel weniger als meine Pflicht gewesen wäre, viel weniger als ich ihr gegeben hätte, wann ich nicht vollkommen gewis gewesen wäre, daß Ihr kein Kreuzer davon zu Gut kommen würde. Während meines Aufenthalts in Genf, machte sie eine Reyse nach Chabluis, und kam mich in Grangecanal zu besuchen. Sie hatte nicht genug Geld um ihre Reise vollenden zu können, und ich hatte nicht so viel bey

mir,

mir, als sie dazu benöthiget war. Eine Stunde nachher schikte ich es ihr durch Theresen. Arme Mamma! noch einen Zug ihres Herzens muß ich erzählen. Ihre einzige Kostbarkeit war noch ein kleiner Ring. Sie zog ihn von ihrem Finger, um ihn Theresen anzustecken, die ihn sogleich wieder zurük gab, indem sie die Hand dieser edlen Frau küßte und mit ihren Thränen benezte. Ach! damals war der Augenblik, meine Schuld gegen sie zu tilgen! ich hätte alles verlassen sollen, um ihr zu folgen, ich hätte ihr biß an ihre lezte Stunde anhängen und jedes Schiksal mit ihr theilen sollen. Ich that nichts von allem diesem. Andere Verbindlichkeiten zogen mich von ihr ab, meine Anhänglichkeit an sie erlosch, da ich nicht hoffen konnte, ihr jemals damit nüzlich seyn zu können. Ich weinte über sie und folgte ihr nicht. Von allen Gewissensbissen, die ich je in meinem Leben fühlte, ist dieß der lebhafteste und der bleibendste, durch diese Sünde verdiente ich die fürchterliche Züchtigungen, die von der Zeit an nicht aufhörten mich zu verfolgen. Möchten sie die schwere Schuld meines Undanks versöhnt haben! Mein Betragen gegen sie war undankbar, aber mein Herz blutete zu sehr dabey, als daß dieses je in dem Busen eines Undankbaren hätte schlagen können.

Vor meiner Abreise von Paris, hatte ich die

die Vorrede meiner Abhandlung „über die Un„gleichheit“ entworffen. Ich vollendete sie zu Chambery und datirte sie von da, weil ich glaubte, daß es um jeder Chicane auszuweichen, besser seyn würde, sie weder von Frankreich noch von Genf aus zu datiren. Nach meiner Ankunft in dieser Stadt, überließ ich mich ganz dem republkanischen Enthusiasmus, der mich hingeführt hatte; dieser Enthusiasmus vermehrte sich noch durch meinen Empfang. Geehrt, geliebkoset von allen Ständen, füllte meine ganze Seele patriotischer Eifer; ich schämte mich, von den Rechten eines Bürgers, durch meine Abweichung vom Glauben meiner Väter ausgeschlossen zu seyn, und entschloß mich ihn wieder anzunehmen. Wenn das Evangelium, so schloß ich, für alle Menschen das nähmliche ist, und die Dogmen eigentlich nur in der verschiedenen Erklärung des unverständlichen Theils des Evangeliums von einander abweichen, so hängt es in jedem Lande vom Souverain ab, die Art des Gottesdiensts und das Dogma festzusezen, und die Pflicht des Bürgers ist, die Verordnungen des Souverains zu befolgen, und den bestimmten Gottesdienst anzunehmen. Der Umgang mit den Encyclopädisten hatte meinen Glauben nicht erschüttert, vielmehr ihn durch meine natürliche Abneigung von aller Zank- und Partheysucht befestiget. Das Studium

dium des Menschen und des Welt-Alls zeigte mir überall seine endliche Ursachen, und ließ mich auf ein verständiges Wesen schliessen, welches beyde regierte. Das Lesen der Bibel, und besonders des Evangeliums, seit einigen Jahren mein Geschäft, lehrte mich die niedrige und thörichte Erklärungen verachten, welche Menschen Jesu Christo unterschoben haben, Menschen, die nicht einmal werth waren, ihn zu verstehen. Mit einem Worte, die Philosophie machte mich mit dem Wesentlichen der Religion bekannt, und mir jenen Hauffen von kleinlichen Formuln, womit die Menschen sie entstellt haben, entbehrlich. Ich glaubte, daß ein vernünftiger Mensch nicht auf zweyerley Art ein Christ seyn könne, und daraus folgerte ich ganz natürlich, daß alles, was bloß die äusserliche Formul und Kirchenzucht betrift, von den Gesezen jedes Landes abhänge. Aus diesem so vernünftigen, so geselligen, so friedfertigen Grundsaze, der mir jedoch so grausame Verfolgungen zuzog, schloß ich weiter, daß, da ich einmal Bürger seyn wollte, ich Protestant seyn, und wieder zu dem in meinem Vaterland eingeführten Gottesdienste zurükkehren müßte. Ich entschloß mich hiezu. Ich unterwarf mich selbst dem Unterricht des Pfarrers des Kirchspiels, in welchem ich logirte, und das vor der Stadt lag. Ich bat mir nur aus, nicht vor dem Consistorium erscheinen zu müssen. Zwar

 wollten,

wollten dieß die Kirchengeseze und Observanz aber mir zu lieb wollte man doch davon abgehen, und ernannte eine Commission von fünf oder sechs Mitgliedern, um in der Stille mein Glaubensbekenntniß anzunehmen. Unglüklicher Weise fiel es dem Prediger Perdriau einem liebenswürdigen und sanften Manne, mit dem ich bekannt war, ein, mir zu sagen, daß man sich freue, mich in dieser kleinen Versammlung reden zu hören. Diese Erwartung erschrökte mich so sehr, daß ich eine kleine Rede, die ich dazu aufgesezt, und die ich während drey Wochen Tag und Nacht studirt hatte, in dem Augenblike, da ich sie anfangen wollte, so ganz in der Verwirrung vergaß, daß ich nicht ein Wort davon vorbringen konnte, und in dieser Zusammenkunft die Rolle des einfältigsten Schülers machte. Die Commissairs redeten für mich, ich antwortete blos wie ein wahrer Dumkopf, nichts als Ja! und Nein! hierauf wurde ich zum Abendmahle zugelassen und in meine Rechte als Bürger wieder eingesezt: ich wurde als solcher in der Wacht-Rolle eingeschrieben, die blos Bürger zahlen, und wohnte bey Gelegenheit der Beeydigung des Syndikus Mussard einer ausserordentlichen allgemeinen Rathsversammlung bey. Ich war so gerührt von der Güte, welche Rath und Consistorium mir bey dieser Gelegenheit erwiesen, und von dem höflichen und gefälligen Betragen

des

des Magistrats, der Geistlichkeit, und der Bürger, daß ich, von dem guten Deluc, der mich immer dazu aufmunterte, aber mehr noch von meiner eignen Neigung aufgefordert, nach Paris zurükkehren, meine Haußhaltung aufheben, meine kleine Angelegenheiten in Ordnung bringen, Madame le Vasseur und ihren Mann anstellen, oder sonst versorgen, und mit Theresen wieder zurükkommen wollte, um mich in Genf für den Rest meiner Tage niederzulassen.

Da ich diesen Entschluß einmal gefaßt hatte, so legte ich alle ernsthafte Geschäfte auf die Seite, um mich blos mit meinen Freunden biß zur Zeit meiner Abreise zu Vergnügen. Unter allen diesen kleinen Belustigungen gefiel mir eine Reise, die ich zu Schiffe mit dem ältern Deluc, seiner Schwiegertochter, seinen zween Söhnen und meiner Therese rund um den See machte, am meisten. Wir brachten sieben Tage bey dem schönsten Wetter von der Welt, auf dieser Reise zu. Ich prägte die Aussichten, welche an dem andern Ufer des Sees mir am meisten aufgefallen waren, meinem Gedächtnisse lebhaft ein, oder besser, sie prägten sich mir ein, und einige Jahre nachher verwebte ich die Schilderungen derselben in die neue Heloise.

Die vorzüglichsten Bekanntschaften, welche ich

in Genf machte, waren ausser den Deluc's, von welchen ich schon gesprochen habe, der junge V..., den ich schon in Paris kennen gelernt hatte, und damals für besser hielte, als ich nach der Zeit thun zu können glaubte; Hr. Perdriau, damals Landgeistlicher, jezt Professor der schönen Wissenschaften, an dessen angenehme und gute Gesellschaft ich immer mit Sehnsucht zurükdenken werde, ob er gleich nachher glaubte, gegen den guten Ton anzustossen, wenn er mich nicht auch verliesse; Hr. Jalapert, damals Professor der Physik, nachmals Rath und Syndikus, dem ich meine Abhandlung über die Ungleichheit (aber nicht die Vorrede) vorlaß, und der davon entzükt zu seyn schien; der Professor Luvin, mit welchem ich biß an seinen Tod im Briefwechsel stund, und dem ich einige Bücher für die Bibliothek kaufen mußte; der Professor V.n, der mir wie jedermann den Rüken kehrte, nachdem ich ihm Proben meiner Anhänglichkeit und meines Vertrauens gegeben hatte, die ihn hätten rühren sollen, wenn anderst ein.... von etwas gerührt werden konnte; der Commisarius C..., der Nachfolger Gauffecourt's, welchen er hatte verdrängen wollen, wofür er selbst verdrängt wurde; M. von N.... ein alter Freund meines Vaters, welcher sich auch als den meinigen bewiesen hatte, (nachdem er sich um

das

das Vaterland wohl verdient gemacht hatte, ließ er sich beygehen dramatischer Dichter und Mitglied des Raths der zweyhunderte werden zu wollen, und machte durch beydes sich vor seinem Tode noch lächerlich.) Der von welchem ich am meisten erwartete, war M.... ein junger Mensch, dessen Talente und feuriger Geist die gröste Hoffnungen gaben, den ich immer liebte, obgleich sein Betragen gegen mich manchmal zweydeutig war, und er mit meinen grausamsten Feinden in Verbindungen stand. In ihm sehe ich noch jezt troz alles dessen, den künftigen Vertheidiger meines Andenkens, den Rächer seines Freundes.

Unter allen diesen Zerstreuungen verlohr ich weder den Geschmak noch die Gewohnheit meiner einsamen Spaziergänge, und machte manchmal ziemlich grosse an den Ufern des Sees, während welchen mein an die Arbeit gewöhnter Kopf nicht müssig blieb. Ich arbeitete den Plan meiner politischen Institutionen, wovon ich bald sprechen werde, und welchen ich schon vorher entworfen hatte, vollends aus. Ich entwarf eine Geschichte des Walliser Landes, den Plan einer Tragoedie in Prose, deren Gegenstand, nichts geringeres als Lukrezie war. Ich mußte wissen, daß dieser Stoff schon unzähligemahle bearbeitet ist, daß er auf kein französisches Theater mehr gebracht werden kann, aber ich hoffte alles dessen

ungeachtet, des Beyfalls nicht zu verfehlen. Zu gleicher Zeit versuchte ich mich an Tacitus, und übersezte das erste Buch seiner Geschichte, das man unter meinen Papieren finden wird.

Ich hielt mich vier Monate in Genf auf, und reißte im Monat October nach Paris zurük, vermied aber auf dieser Rükreise Lyon, um nicht wieder mit G... t zusammenzutreffen. Da ich nicht vor dem Frühlinge nach Genf zurükkehren wollte, noch nach meinen getroffenen Einrichtungen zurükkehren konnte, so sezte ich den Winter hindurch meine gewöhnliche Lebensart und meine Beschäftigungen fort. Die vorzüglichste der leztern war der Druk meiner Abhandlung über die Ungleichheit. Ich hatte in Genf die Bekanntschaft des holländischen Buchhändlers Rey gemacht, und ihm meine Schrift in Verlag gegeben. Da ich sie der Republik zugeeignet hatte, und diese Zueignung dem Rathe leicht mißfallen konnte, so wollte ich vorher die Würkung, die es in Genf hervorbringen würde, abwarten, ehe ich dahin zurükkehrte. Diese Würkung war mir nicht günstig, und meine Zueignung, vom reinsten Patriotismus mir dictirt, zog mir blos Feindschaft unter den Rathsgliedern, und Eifersucht unter der Bürgerschaft zu. Herr Chouet, damals erster Syndikus, schrieb mir einen höflichen aber kalten Brief, den man in

meiner

meiner Sammlung finden wird. Von Privat-Personen, unter andern von Deluc und Jalabert erhielt ich einige Complimente, und das war alles: Kein einziger Genfer wußte mir Dank für den Eifer, in welchem ich in diesem Werke mein Herz ausgoß. Diese Gleichgültigkeit empörte alle, die sie bemerkten. Ich erinnere mich, daß einst bey einem Mittagessen zu Clichy bey Madame D...n, bey welchem auch ich mit C...n dem Residenten der Republik und Herrn v. Mairan war, dieser leztere an öffentlicher Tafel sagte, daß mir der Rath ein Präsent und öffentliche Ehrenbezeugungen für dieses Werk schuldig wäre, und daß es ihm wenig Ehre mache, es unterlassen zu haben. C...n, ein kleiner schwarzer und boßhafter Mann, wagte es nicht, in meiner Gegenwart etwas dagegen zu sagen, aber er machte eine fürchterliche Grimasse, über welche Madame D...n lächlen mußte. Der einzige Vortheil, den mir dieses Werk, ausser der Befriedigung meines Herzens brachte, war der Titel eines Bürgers, welchen mir zuerst meine Freunde, nachher nach ihrem Beyspiel auch das Publikum gaben, und den ich in der Folge wieder verlohr, weil ich ihn zu gut verdient hatte.

Dieser üble Erfolg würde mich jedoch nicht abgehalten haben, mich nach Genf zurükzuziehen, wären nicht einige für mein Herz wichtige-

re Beweggründe darzugekommen. Madame D..y wollte einen noch fehlenden Flügel am Schloß von C...e, aufführen lassen, und verwandte ungeheure Summen auf diesen Bau. Als ich eines Tags mit ihr die Arbeiten besah, giengen wir noch ungefähr eine Viertelstunde weiter spazieren, biß zum Wasserbehältnusse des Parks, das an den Wald von Montmorency stieß, wo ein artiger Kuchengarten, mit einer ziemlich verfallenen Hütte, angelegt war. Dieser einsame und angenehme Ort, und diese Hütte, welche man die Einsiedeley nannte, war mir schon, als ich ihn das erstemal vor meiner Reise nach Genf sahe, aufgefallen. Ich hatte damals in der Entzükung, in der ich war, die Worte fallen lassen: „Ach Madame, welche herliche Woh„nung! wie ganz gemacht, mir zu meinem Zu„fluchtsorte zu dienen.“ Madame D...y schien nicht viel auf diese Rede zu achten, aber bey dieser zweyten Reise war ich sehr erstaunt, statt der alten baufälligen Hütte, ein kleines fast ganz neues, sehr gut eingerichtetes, und für eine kleine Haushaltung von drey Personen sehr bequemes Hauß, anzutreffen. Madame D'...y hatte dieses Häusgen in der Stille, und mit sehr geringen Kosten erbaut. Arbeiter und Materialien waren ohnedieß wegen des Schloßbaues in der Nähe, und durften nur zu dieser Arbeit

ange-

angewendet werden. Auf dieser zweyten Reise sagte sie zu mir, als sie mein Erstaunen bemerkte: „Lieber Bär, dieß sey ihre Höhle; sie haben „selbst gewählt, die Freundschaft bietet sie ihnen „an, ich hoffe, sie soll Ihnen den abscheulichen „Gedanken benehmen, sich von mir zu entfernen.“ Nie in meinem Leben, glaube ich, war ich angenehmer und lebhafter gerührt. Ich benezte mit meinen Thränen die wohlthätige Hand meiner Freundin, und gab ich auch in diesem Augenblik nicht gleich nach, so war ich doch ausserordentlich erschüttert. Madame D . . , y, wollte diesen Gedanken nicht aufgeben, und drang so sehr in mich, wandte so viele Mittel an, schikte mir so viele Leute zu, mich dazu zu überreden, nahm selbst Madame le Vasseur und ihre Tochter für diesen Gedanken so ein, daß sie endlich über meine Entschlüsse siegte. Ich that auf den Aufenthalt in meinem Vaterlande Verzicht; ich entschloß mich, und versprach, die Einsiedeley zu bewohnen, und während ich die völlige Trokenheit des Gebäudes abwartete, übernahm Madame D . . . y die Sorge für die Meubles, so daß alles fertig war, und ich meine neue Wohnung im folgenden Frühjahre beziehen konnte.

Noch ein Umstand trug viel dazu bey, mich vollends zu diesem Entschluße zu vermögen. Dieß war Voltaire's Auffenthalt in der Gegend

von Genf; Ich sah zum voraus, daß dieser Mann dort Revolution machen würde, daß ich in meinem Vaterlande den Ton, die Lebensart und die Sitten wieder finden würde, die mich aus Paris verjagten; Daß ich in ewigen Streitigkeiten leben, und die unangenehme Wahl haben würde, entweder ein unausstehlicher Pedant oder ein feiger und schlechter Bürger zu seyn. Der Brief, welchen mir Voltaire über mein leztes Werk schrieb, gab mir Gelegenheit, die Furcht, die ich deßwegen hatte, in meine Antwort einfliessen zu lassen, und die Würkung dieser Antwort, die sie hervorbrachte, bestätigte mir meine Furcht. Nun hielt ich Genf für verlohren, und ich betrog mich nicht. Ich hätte mich vielleicht dem Ungewitter entgegenstellen sollen, wenn ich die Kraft dazu in mir gefühlt hätte. Aber was hätte ich, allein, furchtsam und unberedt wie ich war, gegen einen Mann ausrichten können, der stolz, reich, von den Grossen unterstüzt, im Besize einer hinreissenden Beredtsamkeit, und schon jezt der Abgott des Frauenzimmers und der jungen Leute war? Ich fürchtete meinen Muth umsonst der Gefahr auszusezen; ich hörte nur mein friedfertiges Naturell, meine Liebe zur Ruhe, die wenn sie damals mich irre führte, mich noch immer über den nähmlichen Gegenstand irre führt. Hätte ich mich in Genf niedergelassen,

so wäre ich zwar manchem Unglüksstürme ausgewichen, aber ich zweifle, ob ich mit allem Feuer meines patriotischen Eifers, je etwas grosses und nüzliches für mein Vaterland hätte würken können.

T..., der sich ungefähr um die nähmliche Zeit in Genf niedergelassen hatte, kam nach einiger Zeit nach Paris zurük, und brachte Schätze mit sich. Bey seiner Ankuft besuchte er mich mit dem Chevalier v. Jaucourt. Madame D...y wünschte sehr, ihn allein zu sprechen; aber es war nicht leicht, ihm beyzukommen. Sie ersuchte mich darum, und ich vermochte T..., ihr aufzuwarten. So entstand durch meine Mithülfe diese Verbindung, welche in der Folge auf Kosten meiner Ruhe sich noch enger knüpfte. Dieß war immer mein Schicksal. So bald ich zween Freunde, die ich, abgesondert, hatte, zusammen brachte, so verbanden sie sich immer gegen mich. Obgleich alle Mitglieder des Complots, welches die T...s .... in ihrem Vaterlande anzettelten, mich tödlich hassen mußten, so bezeugte mir D...t jedoch noch lange Zeit viel Wohlwollen. Er schrieb selbst nach seiner Zurükkunft nach Genf an mich, um mir die Stelle eines Bibliothecaire honoraire anzubiethen, aber mein Entschluß war gefaßt, und dieser Antrag konnte ihn nicht erschüttern.

Um diese Zeit kam ich auch wieder zu Herrn

von

v. H...k; die Gelegenheit dazu gab der Tod seiner Frau, die, so wie Mad. F...l, während meines Aufenthalts zu Genf gestorben war; In dem Briefe, welchen mir Diderot deßhalb schrieb, sprach er von der tiefen Trauer des Wittwers. Sein Schmerz rührte mein Herz; ich selbst bedaurte lebhaft diese liebenswürdige Dame. Ich schrieb deswegen an Hrn. v. H...k. Dieser traurige Umstand ließ mich alle seine Beleidigungen vergessen, und so bald ich von Genf, und er von einer Reise durch Frankreich, die er, um sich zu zerstreuen, mit G... und andern Freunden gemacht hatte, zurükkam, machte ich ihm einen Besuch, und sezte dieses bis zu meiner Abreise in die Einsiedeley fort. So bald man in seiner Gesellschaft erfuhr, daß Mad. D...y, mit der er immer noch nicht zusammen kam, mir dort eine Wohnung bereitete, so regnete es Sarcasmen auf mich, alle des Innhalts, daß ich zu sehr an den Weihrauch und die Vergnügungen der Stadt gewohnt nicht vierzehen Tage die Einsamkeit würde aushalten können. Da ich selbst am besten wissen mußte, was daran war, so ließ ich sie reden und gieng meinen Weg fort. Herr v. H..k *) erzeigte mir einen Gefallen, indem er

*) Wieder ein Beyspiel, wie oft mich mein Gedächtniß betrügt. Lange Zeit, nachdem ich dieß geschrieben

er dem guten alten le Vasseur, der damals schon über 80 Jahre alt war, und dessen Frau, welcher er zur Last wurde, mir immer in den Ohren lag, daß ich ihn ihr vom Halse schaffen möchte, eine Versorgung verschaffte. Er bekam einen Platz in einem Armenhause, wo ihn das Alter und der Kummer, von seiner Familie entfernt zu seyn, fast bey seinem Eintritte ins Grab legten. Seine Frau und seine übrige Kinder bedauerten ihn wenig. Aber Therese, die ihn zärtlich liebte, konnte sich nie über seinen Verlust trösten, und sich es nie verzeihen, daß sie zugegeben hatte, daß er, so nahe an seinem Ziele, fern von ihr seine Tage endigen mußte.

Ich hatte ungefähr um die nähmliche Zeit einen Besuch, den ich nicht erwartete, ob es gleich eine sehr alte Bekanntschaft war; ich meyne meinen Freund Venture, der mich eines Morgens, da ich an nichts weniger dachte, überfiel; Er hatte noch einen Begleiter bey sich. Wie sehr schien er mir verändert! Statt seines ehemaligen Anstandes war seine Miene durch Völlerey entstellt, und ich konnte mich gegen ihn nicht öffnen. Entweder waren meine Augen nicht mehr die nähmliche, oder das liederliche Leben hatte seinen Verstand geschwächt, oder war sein ehemaliger Reiz blos der Reiz der Jugend, den er mit dieser verlohren hatte. Ich sah ihn fast mit Gleichgültigkeit, und wir trennten uns ziemlich kalt. Aber nach seiner Abreise brachte mir das Andenken unserer ehe-

schrieben hatte, erfuhr ich, da ich mit meiner Frau von ihrem alten guten Vater sprach, daß nicht Herr von H...k, sondern Herr von Chenonceaux, damals einer von den Vorstehern des Hotel Dieu, ihm einen Platz darinn verschafft hatte! ich hatte dieß so ganz vergessen, und der Gedanke an Herrn von H...k war mir so lebhaft, daß ich darauf geschworen hätte, der lezte wäre es gewesen.

maligen Bekanntschaft das meiner so ruhig, so weist verflossenen JugendJahre mit jenem englischen Weibe, die jezt verblüht war wie er, in der grössesten Stärke zurük. Mir fielen alle die kleinen Anekdoten jener glüklichen Zeit bey; Der romantische Tag zu Toune, den ich, mit so viel Unschuld, bey so viel Genuß mit zwey liebenswürdigen Mädchen zubrachte. Der Handkuß, das einzige, was sie und meine Blödigkeit mir erlaubten, der ungeachtet dessen mir eine so lebhafte, so rührende, so bleibende Sehnsucht zurük ließ; Alle jene hinreissende Schwärmereyen eines jungen Herzens, die ich damals in ihrer ganzen Stärke empfunden hatte, und deren glükliche Zeit auf immer für mich dahin war: alle diese zärtliche Erinnerungen entlokten mir Thränen über meine verflossene Jugend, und jene Entzückungen, die ich nun nimmer fühlen sollte. Ach wie viele Thränen würde ich erst über ihre späte und traurige Rükkehr geweint haben, hätte ich das Unglück, das sie mich kosten würden, voraus sehen können!

Ehe ich Paris verließ, hatte ich den Winter, ehe ich die Einsidelev bezog, ein Vergnügen, das recht nach meinem Herzen war, und das ich in seiner ganzen Fülle genoß. Palissot, ein Mitglied der Akademie zu Nancy, dessen Namen durch einige Schauspiele bekannt ist, hatte so eben zu Luneville vor dem König von Polen eines aufführen lassen. Er glaubte wahrscheinlich, ihm den Hof zu machen, wenn er einen Mann aufs Theater brächte, der sich mit dem König die Feder in der Hand hatte messen wollen. Der großmüthige Stanislaus, abgesagter Feind jeder Satyre, wurde böse darüber, daß man es wagte in seiner Gegenwart Persönlichkeiten aufzuführen. Der Herr Graf von Tressan schrieb auf Befehl dieses Prinzen an d'Alembert und mich, um

mir zu melden, daß Seine Majestät gesonnen seyen, den Herrn Palissot aus seiner Akademie zu jagen. In meiner Antwort bat ich den Herrn von Tressan inständigst, sein möglichstes anzuwenden, um dem Herrn Palissot wieder Verzeihung bey dem König von Polen auszuwirken. Er wurde begnadiget, und Herr von Tressan, der mir dieß im Nahmen des Königs schrieb, sezte hinzu, daß diese Geschichte in den Registern der Akademie aufgezeichnet werden sollte. Ich antwortete wieder, dieß hiesse nicht sowohl Gnade erweisen als die Strafe verewigen. Endlich erhielte ich durch innständiges Bitten, daß keine Meldung davon in den Registern der Akademie geschehen, und kein öffentliches Andenken dieser Geschichte übrig bleiben sollte. Alles dieses wurde sowohl von Seiten des Königs, als des Grafen von Tressan mit Zeichen der Achtung begleitet, die mir äusserst schmeichelten, und ich fühlte bey dieser Gelegenheit, daß die Achtung verehrungswürdiger Menschen in der Seele ein angenehmeres und edleres Gefühl hervorbringen als die Eitelkeit.

Ich habe in meiner Abhandlung die Briefe des Herrn von Tressan und meine Antworten abgeschrieben, und die Originalien wird man in meinen Papieren finden.

Ich sehe wohl ein, daß wenn jemals dieses Buch auf die Nachwelt kommt, ich dadurch eine Geschichte verewige, deren Andenken ich austilgen wollte. Aber ich schreibe manche andere wider meinen Willen auf. Da der Gegenstand meines Unternehmens mir immer vor den Augen und so wichtig ist, daß ich es mir zur unwiderruflichsten Pflicht gemacht habe, es in seiner ganzen Ausdehnung auszuführen, so werde ich mich nicht durch schwache Rücksichten davon abhalten lassen, die mich zu sehr von meinem Zwecke abbringen würden.

In der sonderbaren, in der einzigen Lage,

in der ich bin, bin ich der Wahrheit zu viel schuldig, als noch jemand andern etwas schuldig seyn zu können. Um mich ganz zu kennen, muß man mich in allen meinen guten und üblen Verhältnissen kennen lernen. Meine Bekentnisse sind nothwendig mit denen mehrerer Menschen verknüpft: ich mache die eine und die andere mit der gleichen Offenherzigkeit, in allem was mich angeht, da ich niemanden mehr Schonung schuldig bin als mir selbst, und doch immer gern mehr für andere haben will. Ich will immer gerecht und wahr seyn, von andern so viel gutes als immer möglich sagen, und nur dann das böse nicht verschweigen, wenn es Bezug auf mich hat, und ich dazu gezwungen bin. Wer kan in der Lage, in die man mich versezt hat, mehr von mir fordern? Meine Bekenntnisse sind nicht gemacht, bey meinen oder bey irgend Jemandes Lebzeiten zu erscheinen, der darinn auf eine unangenehme Art genennt ist. Wär ich Herr über mein und meines Buches Schiksal, so würde es nur nach meinem und ihrem Tod erscheinen. Aber da sich meine mächtige Unterdrüker, geschrekt von der Wahrheit, alle Mühe geben, jede Spur davon zu vertilgen, so bin ich gezwungen alles das anzuwenden, was das strengste Recht und die genauste Gerechtigkeit mir zu ihrer Erhaltung erlauben. Würde mein Gedächtnuß mit mir vergehen, so würde ich, ehe ich jemand ins Spiel brächte, lieber eine ungerechte und vorübergehende Schande ohne Murren ertragen: aber da einmal mein Nahme leben soll, so muß ich mit ihm, das Andenken des unglüklichen Mannes, der ihn hatte, so wie er in der That war, und nicht, wie ihn ungerechte Feinde unablässig zu schildern arbeiten, auf die Nachwelt übertragen.

Ende des achten Buchs.

Das VIII Buch beg. Seite 161.

in der ich bin, bin ich der Wahrheit zu viel schuldig, als noch jemand andern etwas schuldig seyn zu können. Um mich ganz zu kennen, muß man mich in allen meinen guten und üblen Verhältnissen kennen lernen. Meine Bekentnisse sind nothwendig mit denen mehrerer Menschen verknüpft: ich mache die eine und die andere mit der gleichen Offenherzigkeit, in allem was mich angeht, da ich niemanden mehr Schonung schuldig bin als mir selbst, und doch immer gern mehr für andere haben will. Ich will immer gerecht und wahr seyn, von andern so viel gutes als immer möglich sagen, und nur dann das böse nicht verschweigen, wenn es Bezug auf mich hat, und ich dazu gezwungen bin. Wer kan in der Lage, in die man mich versezt hat, mehr von mir fordern? Meine Bekenntnisse sind nicht gemacht, bey meinen oder bey irgend Jemandes Lebzeiten zu erscheinen, der darinn auf eine unangenehme Art genennt ist. Wär ich Herr über mein und meines Buches Schiksal, so würde es nur nach meinem und ihrem Tod erscheinen. Aber da sich meine mächtige Unterdrüker, geschrekt von der Wahrheit, alle Mühe geben, jede Spur davon zu vertilgen, so bin ich gezwungen alles das anzuwenden, was das strengste Recht und die genauste Gerechtigkeit mir zu ihrer Erhaltung erlauben. Würde mein Gedächtnuß mit mir vergehen, so würde ich, ehe ich jemand ins Spiel brächte, lieber eine ungerechte und vorübergehende Schande ohne Murren ertragen: aber da einmal mein Nahme leben soll, so muß ich mit ihm, das Andenken des unglüklichen Mannes, der ihn hatte, so wie er in der That war, und nicht, wie ihn ungerechte Feinde unabläßig zu schildern arbeiten, auf die Nachwelt übertragen.

Ende des achten Buchs.

Das VIII Buch beg. Seite 161.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rousseau, Jean-Jacques, 1712-1778

J. J. Rousseau's Bekenntnisse Geschichte seines männlichen Alters ; Aus dem Französischen Nach dem ganz neuerlich herausgenommenen Originale

Bd.: 1

Tübingen 1790

Biogr. 999 m-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10066335-6
VD18 80007716-001